



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 162 | **MAI 2015** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkaufsausweis

2 Euro



REPARIEREN STATT WEGWERFEN

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Der Zeitungsverkauf und das Schreiben bringen neben dem Zuverdienst das Gefühl, gemeinsam etwas geschaffen zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion.

Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13, kupfermuckn@arge-obdachlose.at, www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:

Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Julia Kolar (jk), Leitung Redaktion
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

Redakteure: Angela, Anton, August, Bertl, Christine, Christian, Claudia, Erich, Georg, Hannes, Hans, Helmut, Johannes, Lilli, Manfred R., Manfred S., Romana, Sonja, Ursula; Freie Mitarbeiter: Gerald, Margit

Titelfoto (jk): Offene Nähwerkstätte »Nähküche«
Auflage: 32.000

Bankverbindung und Spendenkonto

Arge Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz
IBAN: AT46186000010635860, BIC: VKBLAT2L

Zeitungsabgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose, sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montag bis Freitag zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkauferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den Verkäufern.

Arge für Obdachlose,
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37,
Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663
Verein Wohnen Steyr, B 29,
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.^a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International
Network of
Street Papers

International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com

ABSCHIED VON KARL MERIGHI



Am 26. März ist Karl Merighi im 94. Lebensjahr verstorben. Karl war Gründungsmitglied des Vereins Arge für Obdachlose, hat über 30 Jahre ehrenamtlich mitgearbeitet und den Verein mit aufgebaut und wesentlich mitgetragen.

Karl Merighi wurde 1921 in Nikolsburg in Südmähren geboren und wuchs dort auf. Wie so vielen seiner Generation zerstörte der Nationalsozialismus seine Lebensplanung, statt Studium und Familiengründung kamen acht Jahre Krieg und Gefangenschaft. Nach dem Krieg gelangte er schließlich auf Umwegen nach Linz. Beruflich landete Karl beim Magistrat Linz, wo er als Leiter der Abteilung Erziehungshilfe am Jugendamt eine sinngebende und wertvolle Funktion ausübte. Schon während dieser Tätigkeit nahm er an Besprechungen der damaligen »Arbeitsgemeinschaft für Nichtsesshafte« teil. Nach seiner Pensionierung entschloss sich Karl, ehrenamtlich in der Beratungsstelle der Arge mitzuarbeiten - mehr als 30 Jahre sind daraus geworden. 1983 ist die Arge für Obdachlose auch als Verein offiziell gegründet worden. Karl war von Anfang an im Vorstand aktiv und hat erst vor vier Jahren, immerhin schon 89-jährig, diese Funktion zurückgelegt. Die erste Zeit des Vereines in den 80er Jahren - es gab damals die Beratungsstelle, die Wärmestube in der Datzmattstraße und den Trödlerladen im Keller der Karmelitenkirche - war geprägt durch knappe Ressourcen und unsichere Finanzierung. Überhaupt steckte die Wohnungslosenhilfe noch in den Kinderschuhen. In Linz gab

es als Notunterkunft nur die Heilsarmee mit Schlafplätzen in Mehrbettzimmern, der Tag musste auf der Straße verbracht werden. Karl hat ganz wesentlich dazu beigetragen, dass sich diese Situation deutlich verbesserte, und dies in vielfacher Hinsicht. In der direkten Beratung und Betreuung von Wohnungslosen konnte er auf Grund seines Fachwissens und seiner Berufs- und Lebenserfahrung zahlreichen Betroffenen helfen und neue Lebensperspektiven für sie erschließen. Karl kam mehrmals pro Woche in die Beratungsstelle und war dabei Vorbild für mehrere Generationen von SozialarbeiterInnen in der Arge für Obdachlose. Für den Arge Jahresbericht 1987 formulierte er folgendes Leitbild, das sehr gut seine Einstellung und seinen Arbeitsstil beschreibt:

»Wie arbeiten die Sozialarbeiter in der Beratungsstelle? Zuerst einmal versuchen sie, dem Menschen der sich oft ausgeliefert und ausgebeutet fühlt, zu helfen, die materielle Existenz zu sichern: eine oft schwierige, langwierige und enttäuschungsreiche Arbeit. Gleichzeitig jedoch, also von den ersten Minuten des Kennenlernens an, ist es wirklich not-wendig, dass wir uns in einfacher unmittelbarer Mitmenschlichkeit auf den anderen einlassen und ihm viel Zeit widmen, sehr viel Zeit: ohne Vorzensur und ohne Vorurteil, ohne Überheblichkeit und ohne gleichgültige Distanziertheit, aber mit Vorsicht und Festigkeit, in der Hoffnung, dass, wie wir mit ihm arbeiten, einen Sinn für ihn ergeben kann - und wenn uns dies möglich ist, dann kann es sein, dass er, der andere, Mut gewinnt gegen die (Existenz-) Angst, die ihn bedrückt und lähmt und aggressiv macht, dass er beginnt, sich positiver zu sehen und dass es ihm gelingt, mehr Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen und sich nicht mehr aus dem Weg zu gehen und ein Ziel zu sehen und anzustreben.«

Als Vorstandsmitglied vertrat er stets fundiert die Anliegen des Vereines und der wohnungslosen Menschen gegenüber Politikern und der Öffentlichkeit. Dadurch trug er wesentlich dazu bei, dass sich sowohl die konkreten Hilfsangebote als auch die Einstellung zu Wohnungslosen deutlich verbesserten.

Lieber Karl! Wir sagen noch einmal danke. Eine Arge ohne Dich wird nicht mehr dieselbe sein, aber wir werden uns bemühen, in Deinem Sinn weiter zu arbeiten.

Michael Mooslechner für den Verein



Wehret den Anfängen!

Gedanken zum Anlass des 70-jährigen Endes der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft

Da ich den Halbbruder des Roma-Mädchens Sidonie Adlersburg aus meiner Jugendzeit kenne - er heißt Manfred - hat ihre Lebensgeschichte für mich eine große Bedeutung. Es wurde ein Buch geschrieben und ein Film in Sierninghofen und Steyr gedreht. Hier die Zusammenfassung dieser berührenden Geschichte:

Im August 1933 wurde die schwer kranke Sidonie vor dem Krankenhaus Steyr mit einem Zettel, auf welchem ihr Name vermerkt war, abgelegt. Sie wurde dort behandelt und da sich ihre Mutter nicht meldete, wurden Adoptiveltern für die kleine Sidonie gesucht. Es war schwierig, welche zu finden, da sie ein Roma-Mädchen war. Sie wurde von der Familie Breirather, die schon einen Sohn namens

Manfred hatten, adoptiert. Der Arzt von Sierning verweigerte die Behandlung des kleinen Mädchens. Die Pflege von Josefa Breirather ließ Sidonie überleben. Sidonie wuchs wie ein leibliches Kind bei der Familie Breirather auf. 1939 wurde sie mit einem weiteren Ziehkind namens Martha eingeschult. Sie hatte den Wunsch, hellhäutig zu werden und glaubte, mit vielem Waschen wäre das möglich. Sie wurde in der Schule auch öfters gehänselt und versuchte trotzdem eine gute Schülerin zu sein, obwohl sie sich schwer tat. Die Familie hatte in der Zwischenkriegszeit wegen Hans Breirathers Unbestechlichkeit und seiner Ablehnung gegenüber nationalsozialistischen Verlockungen viel zu leiden. Breirather wurde auch zu einer 18-monatigen Haft verurteilt, die wegen einer erzwungenen kirchlichen

Trauung auf ein Jahr verkürzt wurde. Denunziantentum war an der Tagesordnung und politisches Handeln im Untergrund lebensgefährlich. Anlässlich ihrer Erstkommunion durfte Sidonie mit ihrer Tischmutter auf den Pöstlingberg fahren. Im März 1943 erhielt die Familie ein Schreiben, dass Sidonie zu ihrer leiblichen Mutter nach Hopfgarten gebracht werden sollte. Die Breirathers überlegten, wie sie Sidonie verstecken könnten. Sie wollten sogar auf das Pflegegeld verzichten und das Erhaltene zurück zahlen. Sie demütigten sich vor dem Bürgermeister und der Fürsorgerin. Diese boten jedoch bereitwillig den Arm, um die Schlinge um Sidonies Hals zuzuziehen. Sie stellten sich auf den Standpunkt des Gehorsams und der Pflichterfüllung, und täuschten die Beteiligten mit falschen Versprechun-



Menschenrechtsbrunnen Linz, Foto: hz

gen. Sie wollten nicht wahrhaben, was sie eigentlich hätten wissen müssen. Die zehnjährige Sidi wurde zwar zu ihrer leiblichen Mutter gebracht, aber nur deshalb, um alle Roma und Sinti in den Osten transportieren zu können. Nicht zuletzt durch ihre schriftlichen Beurteilungen lieferten der Bürgermeister und der Schuldirektor die kleine Sidonie dem Tod aus. Die Fürsorgerin machte sich mit ihrer Bereitschaft, die kleine Sidonie nach Hopfgarten zu bringen, zur Handlangerin des verbrecherischen NS-Regimes. Im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau stirbt Sidonie. Nach Aussage ihres leiblichen Bruders jedoch nicht an Flecktyphus, wie unmittelbar nach dem Kriegsende berichtet wurde, sondern an seelischer Kränkung. Sie hatte die Trennung von ihren Zieheltern und ihren Geschwistern nicht überwunden und ist an diesem Trauma gestorben. Vergeblich versuchte Breirather nach dem Krieg etwas über Sidonies Verbleib zu erfahren, doch bis in die 90iger Jahre ist kein Ergebnis zustande gekommen. Als Breirather 1990 stirbt, lässt die Familie auf den Grabstein am Steyrer Urnenfriedhof folgende Inschrift eingravieren: »Sidonie Adlersburg 1933-1943 gestorben in Auschwitz.« *Helmut, Foto Seite 3 (dw): Bildnis der Sidonie in der Fachhochschule für Sozialarbeit*

Schon wieder ein Ausländer. Geht's hoam!

Auf der Parkbank mit guten Bekannten an einem schönen Tag und guter Dinge. Eine Kehrmaschine naht und man sieht, dass der Fahrer

ein Ausländer, vielleicht Pakistani, ist. Vor uns hält er die Maschine an, steigt aus, weil er etwas richten muss. Es hat sich etwas verfangen und mein guter Bekannter fängt laut zu schreien an: »Schon wieder ein Ausländer. Geht's hoam!«. Der Arbeiter hat es entweder nicht gehört, oder wusste natürlich einfach nicht, wie er reagieren sollte. Jedenfalls stieg er wieder ein und fuhr weiter. Es wurde diesem Vorfall keine Bedeutung beigemessen und es ging lustig dahin. Wenn ein Schwarzer in die Bim einsteigen, in ein Geschäft kommt, oder auf dem Gehsteig geht, wird meistens so getan, als würde er zwar da sein, aber man ignoriert ihn einfach. Als Einheimischer unter Einheimischen schaut man sich schon an, hat einen Blickkontakt, gibt zumindest zum Ausdruck, dass man den anderen wahrnimmt und das dann meistens auch noch in einer höflichen, wohlwollenden Art und Weise. Der Ersteindruck, das Wahrnehmen eines anderen, spielt sich ja angeblich in den ersten Zehntelsekunden ab und man spürt sehr wohl, was der andere einem gegenüber empfindet. So werden unsere Mitmenschen mit anderer Hautfarbe, anderem Aussehen sehr wohl verspüren, dass man sie am liebsten so wenig wie möglich wahrnehmen will. Es fehlt einfach die Bereitschaft, ihnen gegenüber zu zeigen, dass man sie als Mensch akzeptiert. Ein kurzer, wohlwollender Blickkontakt, eine höfliche Geste, ein Wort. Die immer wiederkehrende Behauptung: »Die bekommen alles auf dem Sozialamt, wie Wohnungen oder sämtliche Unterstützungen. Wir Inländer werden hinten angereicht. Die nehmen uns alles weg«, hört man nur allzu oft. Auch beim Kupfer-

muckn-Verkauf erlebte ich schon Folgendes: Ein Passant bleibt stehen und sagt: »Zeigen Sie mir mal Ihren Verkäuferausweis. Aha, doch ein Österreicher. Man sieht ja nur mehr Ausländer. Ich gebe grundsätzlich nur mehr den Unsrigen etwas. Die werden ja immer mehr. Züchten nur Kinder bei uns, damit sie hier bleiben können.« Oftmals frage ich mich, warum man Leute mit anderer Hautfarbe, mit einem anderen Erscheinungsbild, bei einem Würstlstandl, in Gasthäusern oder Cafés fast nie antrifft. Vielleicht deswegen, weil sie es spüren, dieses bewusste Übersehen-Werden. Es ist ja bei fettleibigen Menschen, bei jenen, die nicht gerade der vorherrschenden Norm entsprechen, genau das Gleiche. Bei den »Ausländern« versteckt man sich halt hinter dem allseits akzeptierten Begriffen »Nationalstolz« oder gar »Heimatverbundenheit«. Was halt dann bald einmal als geflissentlich übersehener, versteckter, rechtsgerichteter Faschismus ausarten kann. Die machen es sich dann sehr einfach und wollen halt nicht einsehen, dass sie nicht alleine auf der Welt sind. Etwas über den Tellerrand hinauszuschauen in die große, weite Welt, sowie die Nöte und Wünsche anderer zu sehen, hinzuschauen, ist halt ein bisschen zu anstrengend, zu viel verlangt. *Manfred S.*

Tue recht, scheue niemand und zeige Zivilcourage

Als ich Ende der 50er Jahre in die Schule ging, wurde die Hitler-Zeit totgeschwiegen. Im Unterricht wurde kein Sterbenswörtchen über diese Zeit verloren. Erst viel später wurden wir mit den Tatsachen dieser schrecklichen Episode konfrontiert. Im 1938er Jahr haben mehr als 90 Prozent der Bevölkerung die Wiedervereinigung mit dem Großdeutschen Reich stürmisch begrüßt. Einzelne Stimmen waren auch dagegen. Diese gingen jedoch im Euphorie-Rausch der Massen unter. Erst nach der Befreiung der ersten Konzentrationslager kurz vor Kriegsende kam das ganze Ausmaß des Wahns zum Vorschein. Millionen von Juden wurden in diversen KZs einfach vergast. Als dann die Verantwortlichen für diese Gräueltaten zur Rechenschaft gezogen wurden (sprich Nürnberger Prozess), wollte plötzlich keiner mehr etwas mit diesen schrecklichen Vorfällen zu tun haben. Aus den Tätern wurden plötzlich Opfer, die mit dieser Sache nichts zu tun haben wollten. Viele Rädelsführer sind auch untergetaucht, um sich so der Verantwortung zu entziehen. Mein Vater war kurz vor Kriegsende mit 17 Jahren noch einberufen worden. Unter anderem war er dann sechs Jahre bei den Tito-Partisanen in

Gefangenschaft. Er hat nie viel von dieser entbehrungsreichen Zeit gesprochen. Die Verpflegung war sehr schlecht, sie mussten auch minderwertige Arbeiten verrichten (wie etwa Straßenbau). Von seiner Einheit sind mehr als die Hälfte draufgegangen. Meine Existenz verdanke ich großteils der Widerstandsfähigkeit und dem Überlebenswillen meines Vaters. Der heutige Faschismus in Österreich spaltet auch die Gesellschaft. Alleine die Tatsache, wie im eigenen Land mit Leuten mit Beeinträchtigung umgegangen wird: Meist werden sie nicht akzeptiert und als Menschen zweiter Klasse abgetan. Auch die Leute mit Migrationshintergrund haben einen denkbar schlechten Stand in unserer Gesellschaft. Ich hoffe nur, dass ich immer an den Leitspruch meines Opas mütterlicherseits, der den Ersten Weltkrieg überlebt hat, erinnert werde: »Tue recht und scheue niemand, zeige Zivilcourage wenn notwendig, denn es gibt nichts Gutes, außer man tut es.« August

Und das alles unter Gottes Segen, des einzig Wahren?

Mit Gräuel sehe ich mir diese schrecklichen Bilder im Fernsehen an, und auch ich frage mich, wie konnte so etwas nur geschehen. Eine Massendynamik, die perversen Menschen Tür und Tor öffnete. Und das alles unter Gottes Segen? Unseres Gottes, des einzig Wahren und nicht etwa irgendeines anderen, den es zwar schon länger gab, aber halt nur für die Ungläubigen. Ein berühmter Mann tätigte vor Jahren den Spruch: »Verzeihen ja, vergessen niemals.« Bin mir selbst nicht hundert Prozent sicher über die Sinnhaftigkeit dieser Aussage. Vor allem stellt sich für mich die Frage: »Wie weit muss man in der Geschichte zurückgehen, um sich darüber ein Urteil zu erlauben?« Am besten gefällt mir noch: »Der Mensch irrt, so lange er strebt.« Dieser Ausspruch stellt uns als noch längst nicht fertige Individuen dar. Fehlerhaft im Gedankengut, behaftet mit vielen Urinstinkten und einer sich

noch im Anfangsstadium befindlichen Denkkentrale, sprich Hirn. Und wahrscheinlich ist jede Theorie über eine Form des »Zusammenlebens« der Menschheit, sei's politisch oder religiös, sowieso irrational. Vielleicht hat sogar ein Mörder oder ein verblendetes Volk recht. Ich weiß es nicht. Doch gerade diese Blödheit meiner Person macht mich frei von jeglichen Schuldgefühlen. Bis hin zum jüngsten Tag (wenn es überhaupt einen gibt). Hans

Jetzt lassen sie auch schon die Neger hier herein

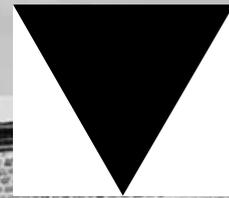
Bei uns in der Notschlafstelle sind lauter Menschen zu finden, die durch persönliche beziehungsweise finanzielle Probleme in diese Situation kamen. Beim täglichen Warten, bis die Notschlafstelle aufsperrt, kam die Ignoranz eines Bewohners zutage. Als wir gemütlich vor der Türe plauderten, kam dieser zu uns dazu und seine Aussage ließ unsere Haare zu Berge stehen: »Ihr seid ja alle Alkoholiker, Drogenabhängige und minderwertige Menschen. Ihr seid alle selber schuld an eurer Situation!«, sagte der, der selbst durch Alkohol alles verloren hat, sogar seine Wohnung. Er meinte über »Mini«, der seit Jahren in der Notschlafstelle lebt und eine lange Alkoholkarriere hinter sich hat, aber meistens liebenswert und hilfsbereit ist, er gehöre unter die Brücke geworfen und erschlagen, da er nur eine Ratte sei! Und auf unsere neue Bewohnerin, eine Nigerianerin, meinte er auch: »Ich halte das hier nicht mehr aus, jetzt lassen sie auch schon die Neger hier herein! Das kann ja nicht sein, dass Ausländer auch ein Recht haben, hier zu sein!« Als wir dies hörten, verteidigten wir Mini und die Frau, da beide ein Teil von uns sind und mit uns im gleichen Boot sitzen. Sie sind ebenso Menschen unserer Gesellschaft! Wir sagten besagtem Nörgler unsere Meinung: »Sollte es dir hier bei uns nicht passen, dann geh doch in ein Hotel, oder zieh einfach aus!« Er meinte ja, er gehöre sowieso nicht zu »solchen Leuten!« Am nächsten Tag

packte er seinen Koffer und ging, ohne sich zu verabschieden. Das war auch besser so. Auch wenn wir in einer schwierigen Situation sind, halten wir doch alle zusammen - oder vielleicht gerade deswegen. Ob weiß, gelb, schwarz, Alkoholiker oder drogenabhängig - wir sind alle Menschen und froh, dass uns in der Notschlafstelle geholfen wird. Wer gegen den Strom schwimmt, geht unter! Paul und Andreas (Steyr)

Die rassistische FPÖ übertreibt maßlos mit ihrer »Heimatliebe«

Alltagsrassismus habe ich hier in Linz schon relativ oft miterlebt. Als mein Freund Rudi beispielsweise miterleben musste, dass ein Mann, dem man bedauerlicherweise beide Beine amputiert hatte, von einem Franckviertler als »Volksschädling« bezeichnet wurde, riss ihm der Geduldssaden. Er stellte den Mann zur Rede, worauf auch Rudi als »asozialer Volksschädling« beschimpft wurde. Auch ich kann es nicht ertragen, wenn »Nazi-Sprüche« fallen. »Dreckiges Tschuschenbangerl« und ähnlich schlimme Ausdrücke sind bittere Realität. Damals, als unsere »Roten« die Gruppe der Arbeitenden noch vertraten, war das Franckviertel eine rote Hochburg. Jetzt überwiegt leider die rassistische FPÖ, die mit ihrer »Heimatliebe« maßlos übertreibt und alle Andersdenkenden damit diskriminiert und ausschließt. Ich hörte selbst, wie in einem Linzer Gasthaus das Horst-Wessel-Lied »Die Fahne hoch« laut und mit voller Inbrunst gesungen wurde. Aber Gott sei Dank gibt es auch viele liebe Menschen in unserem Viertel - man sollte nicht allgemein die Leute verteufeln. Im Gegensatz zu Leuten, die auf der Straße »Geh weiter, Bimbo!« schreien, wenn ein dunkelhäutiger Mitbürger einmal etwas langsamer geht. Glücklicherweise gibt es viele, durchaus anständige Mitbürger. Ich selber bin auch froh und dankbar, hier in Österreich und in der heutigen friedlichen Zeit leben zu dürfen. Ursula





»Asoziale« Opfer mit dem »Schwarzen Winkel«

70 Jahre Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen - Kupfermuckn gedenkt der Vergessenen

19 Arbeitslose, Invaliditätsrentner und Obdachlose besuchten am 4. März das ehemalige Konzentrationslager Mauthausen. Mindestens 100.000 Menschen wurden dort und in den 49 Außenlagern ermordet. Als Kennzeichen für KZ-Häftlinge dienten farbige Winkel, die auf die Kleidung genäht wurden. Unsere Besucher wären alle mit dem schwarzen Winkel für »Asoziale und Arbeitsscheue« versehen worden. In der NS-Zeit wurde es als »gesundes Volksempfinden« verstanden, diese, sowie Menschen mit psychischen Krankheiten oder körperlichen Beeinträchtigungen und viele, viele andere zu vernichten. Die Begriffe »asozial« und »arbeitsscheue« finden sich auch heute noch im Wortschatz vieler Österreicher. Der Menschenrechtspreisträger OÖ. und langjährige Generalsekretär der internationalen Lagergemeinschaft Mauthausen, Albert Langanke, begleitete uns durch die Gedenkstätte.

Gleich nach dem Eingangstor ins Lager standen sie oft zu Tausenden nackt in der Kälte. Zuvor kamen sie meist in Viehwaggons am Bahnhof Mauthausen an. Die noch lebten, wurden den langen Weg hinauf zum KZ getrieben. Andere, wie die ungarischen Juden, kamen noch kurz vor Kriegsende zu Fuß auf ihren Todesmärschen an. Vor der Wäschebaracke stehen wir dann bei der »Klagemauer«. »Während die Kleidung mit Dampf desinfiziert wurde (Wäscherei, Bild rechts oben), standen die Häftlinge bis zu mehreren Tagen nackt am Platz vor der Mauer«, erzählt Albert Langanke. Diejenigen, die diese Prozedur überlebten, waren zukünftig nur mehr eine Nummer, die sie jedem SS-Wachmann, dem sie begegneten, aufsagen mussten. Eine von 20 verschiedenen dokumentierten Tötungsarten zeigt das Denkmal des 60-jährigen russischen Generals Karbyshev. Im eiskalten Februar 1945 stand er hier und wurde so lange mit kaltem Wasser übergossen, bis er starb. »Die

Mehrzahl der nach Mauthausen Deportierten stammte aus Polen, gefolgt von Sowjetbürgern und Ungarn. Darüber hinaus waren im Konzentrationslager Mauthausen auch große Gruppen von Franzosen, Italienern, Jugoslawen und Spaniern inhaftiert. Deutsche und Österreicher waren in der absoluten Minderheit. Insgesamt registrierte die SS-Lagerverwaltung Männer, Frauen und Kinder aus mehr als 40 Nationen (mauthausen memorial). Darunter viele Juden, welche die geringste Überlebenschance hatten. Sie alle sollen nicht vergessen sein. Die Kupfermuckn will hier der Opfer mit dem »Schwarzen Winkel« den sogenannten »Asozialen oder Arbeitsscheuen« besonders gedenken.

Asoziale nach NS-Grunderlass von 1937

Gemäß des Grunderlasses zur »Vorbeugenden Verbrechensbekämpfung« vom 14. Dezember 1937 konnte, wer »ohne Berufs- und Gewohn-

heitsverbrecher zu sein, durch sein asoziales Verhalten die Allgemeinheit gefährdet«, im Zuge kriminalpolizeilicher »Vorbeugehaft« in ein Konzentrationslager eingewiesen werden. Die Entscheidung, ob ein »gemeinschaftswidriges Verhalten« vorlag, lag dabei allein bei den Ordnungs- und Polizeibehörden. Im Rahmen der Aktion »Arbeitsscheu Reich« kam es im Frühjahr und Sommer 1938 zu Verhaftungswellen. Dazu zählten vor allem soziale Minderheiten wie Obdachlose, Wanderarbeiter, »selbstverschuldete Fürsorge-Empfänger«, Bettler, Landstreicher, kinderreiche Familien aus den sozialen Unterschichten, Familien aus Quartieren an den Stadträndern, »nach Zigeunerart herumziehende Landfahrer«, »Arbeitsscheue«, Alkoholiker, »getarnt Schwachsinnige«, Prostituierte sowie Zuhälter. Unter den als »asozial Verhafteten« gab es auch genug Leute, denen nichts anderes vorzuwerfen war, als dass sie etwa zweimal zu spät zur Arbeit gekommen waren oder unberechtigt Urlaub genommen haben, ohne Genehmigung des Arbeitsamtes den Arbeitsplatz gewechselt und dergleichen »Vergehen« begangen haben. Weiterhin zählten zu den »Asozialen« Frauen, die sich in irgendeiner Form nicht in den NS-Staat einfügten, beispielsweise den »Bund Deutscher Mädchen« ablehnten oder nicht zum Reichsarbeitsdienst gingen. Roma und Sinti, in nationalsozialistischer Terminologie »Zigeuner«, galten als geborene »fremdrassige Asoziale«.

Vernichtung durch Arbeit

»Die Mehrzahl der Häftlinge starb an den Folgen der rücksichtslosen Ausbeutung ihrer Arbeitskraft bei gleichzeitiger Unterversorgung mit Lebensmitteln, mangelhafter Bekleidung, sowie fehlender medizinischer Versorgung« (mauthausen memorial). Wenige Monate nach dem »Anschluss« wurde am 8. August 1938 das erste Lager in Mauthausen errichtet. Bis zu 2.000 Menschen der Steinbruchkompanie arbeiteten laufend im Steinbruch und trugen die Steine über die Todesstiege ins Lager hinauf, wobei viele als sogenannte »Fallschirmspringer« von dieser Stiege in den Tod gestoßen wurden. Ab 1942 war ein Großteil der Häftlinge in der Rüstungsindustrie in den vielen Außenlagern beschäftigt. »Auch unter diesen Bedingungen gab es Menschen, wie den Lagerschreiber Hans Maršálek, die unter Lebensgefahr Menschenleben retteten. So wurden manchmal, etwa die Namen von Personen, die zur Exekution vorgesehen waren, durch einen kürzlich Verstorbenen ersetzt. Maršálek war nach dem Krieg einer der wichtigsten Zeitzeugen und maßgeblich an der Gründung der »Österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen« und des »Comité In-

ternational de Mauthausen« beteiligt und bis zu seinem Tod in führenden Funktionen tätig. In der Häftlingshierarchie standen Juden ganz unten. Die »Fäkalien-Juden« mussten die Toilettengruben entleeren und keiner wollte etwas mit ihnen zu tun haben. Da niemand diese Arbeit machen wollte, hatten diese eine größere Überlebenschance. Auf der anderen Seite der Hierarchie standen die »Kapos«, das waren meist Berufskriminelle«, erzählt Langanke.

Vorurteile leben weiter fort

Von einer ernsthaften Anerkennung von »Asozialen« nach der Befreiung als Opfer des Nationalsozialismus oder gar materiellen Entschädigung kann selbst im Fall der nach langen Auseinandersetzungen als »rassisch verfolgt« anerkannten Roma und Sinti nicht die Rede sein, geschweige denn bei anderen Gruppen, wie den Obdachlosen. Beim Gang durch den Park mit Denkmälern verschiedener Nationen und Opfergruppen finden wir keines für Obdachlose oder anderer sozialer Randgruppen. Der Geist dieser Zeit lebt auch heute in der Sprache, in Gesetzen und auch Taten fort, auch wenn sie mit der Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen nicht zu vergleichen sind. Albert Langanke erzählt, dass es in der Gedenkstätte immer wieder zu Beschmierungen mit NS-Parolen kommt. In die »Gaskammer« kann man etwa heute nicht mehr hineingehen, da die Würde der Ermordeten immer wieder durch herabwürdigende Handlungen verletzt wurde. Die offizielle Kriminalisierung etwa von Obdachlosen in Österreich, lebte noch bis zum 1. Jänner 1975 fort, als der »Vagabundenparagraph« abgeschafft wurde, durch den Obdachlosigkeit mit Haft bestraft wurde. Neue soziale Randgruppen, wie bettelnde, notreisende Bürger aus osteuropäischen Staaten - viele davon »Roma« - werden auch heute noch vom Boulevard als »organisierte kriminelle Banden« abgestempelt. Auch wenn am 10. Dezember 1948, als einer der Konsequenzen der Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs, die »Allgemeine Deklaration der Menschenrechte« von den Vereinten Nationen verabschiedet wurde, finden sich die Worte »asozial«, »arbeitsscheu« und »gesundes Volksempfinden«, bewusst oder unbewusst, im Sprachschatz vieler Menschen wieder.

Befreiungsfeier 2015

Die Gedenk- und Befreiungsfeier findet am Sonntag 10. Mai, von 11 bis 14 Uhr in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen statt. Zur 70. Wiederkehr der Befreiung durch US Truppen, werden u.a. Chöre aus vielen Ländern das Lied »die Moorsoldaten« singen.



Albert Langanke (72) erzählte auch vom Schicksal seines 19-jährigen Onkels Heinrich, der NS Euthanasieopfer war. Langanke war viele Jahre beim ÖGB tätig und engagierte sich seit den 60er Jahren als Antifaschist. Seit Mitte der 70er Jahre ist er Vorstandsmitglied des heutigen Mauthausen Komitees Österreich und war lange Jahre Koordinator der Befreiungsfeiern in Mauthausen und über 30 Außenlagern, sowie anderen Orten Österreichs, wo jährlich insgesamt bis zu 60 Gedenk- und Befreiungsfeiern stattfinden. Text (hz) Fotos (jk)

GEMEINSAM GEHT MEHR

Projekte und Räume für eine nachhaltigere Gesellschaft und Lebensweise

In der heutigen Zeit erhält man häufig den Eindruck, dass die Gesellschaft von einer Wegwerf- und Konsum-Mentalität geprägt ist, in welcher ein verschwenderischer Umgang mit den natürlichen Ressourcen unserer Erde vorherrscht. Um diesem Trend entgegenzuwirken, werden von verschiedenen Interessens- und Personengruppen Projekte und Modelle ins Leben gerufen, welche sich für eine nachhaltige Gesellschaft und eine solidarische Ökonomie stark machen. Im Vordergrund stehen für diese Projekte vor allem die Überwindung des Materialismus als Gesellschaftsordnung und die Entstehung einer Solidargemeinschaft, in welcher der Mensch im Mittelpunkt steht. Die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen, die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen stellen wesentliche Punkte in den Projektkonzepten dar. Es soll zentral um ein nachhaltiges und bedürfnisorientiertes Wirtschaften und um den Umweltschutz gehen. In den letzten Jahren sind in Oberösterreich viele Projekte mit dem Konzept der Nachhaltigkeit entstanden, wie zum Beispiel diverse Tauschkreise, Gemeinschaftsgärten, Regionalwährungen und Foodcoops (Einkaufsgemeinschaften). Speziell im Raum Linz wurde im Jahr 2013 der Verein »luft*raum« in der Bethlehemstraße 30 ins Leben gerufen, welcher einen Raum für diverse Nachhaltigkeitsprojekte zur Verfügung stellt. Parallel zum »Linzfest« und dem »Fair Planet Fest« am Pfarrplatz findet am 16. Mai von 12 bis 18 Uhr zum ersten Mal das »bethlehemstraßen*fest« statt, bei welchem der »luft*raum« und andere Projekte vertreten sein werden. Die Kupfermuckn war bei einigen Projekten in Oberösterreich zu Besuch und stellt diese vor. (jk)



»Bike Kitchen Linz«

Ursprünglich kommt die Idee bzw. der Begriff »Bike Kitchen« aus Los Angeles in den U.S.A., welche dort erstmals im Jahr 2002 gegründet wurde. Hinter dem internationalen Projektnamen »Bike Kitchen« steht der Gedanke einer offenen non-profit (keine Gewinnerorientierung) Fahrrad-Selbsthilfwerkstatt und einer solidarischen Ökonomie. Es werden seitens der »Bike Kitchen« Räume, Werkzeuge, Fachliteratur und Reparaturtipps zur Verfügung gestellt. Zusätzlich werden gebrauchte Fahrradteile und alte Fahrräder zur Ausschachtung bereitgestellt, welche als Ersatzteile verwendet werden können. Es können aber nicht nur Räder hergerichtet, sondern auch auf neue kreative Weise zusammengesetzt werden, wie zum Beispiel als Tallbikes oder als spezielle Lastenräder. Die Finanzierung beläuft sich rein auf Spendenbasis. Die »Bike Kitchen Linz« wurde 2009 von zwei jungen Privatpersonen ins Leben gerufen. Besonders an der Linzer Bike Kitchen ist, dass sie in einem Bauwagen beheimatet und dadurch eine mobile Werkstatt ist. Jeden Donnerstag ab 15 Uhr hat man die Möglichkeit, das Angebot der Linzer »Bike Kitchen« vor der KAPU (Kapuzinerstraße 36) zu nutzen. Zusätzlich zum Reparaturangebot werden auch gemeinsame Aktivitäten, wie zum Beispiel Radausflüge, Radspiele, Konzerte, Filme und Grillereien geplant und umgesetzt. Mehr Informationen zur Linzer »Bike Kitchen« gibt es auf <http://bike-kitchenlinz.nil-fisk.org>. *Foto und Text: jk*



»Otelo Linz«

Der Begriff »Otelo« steht für offenes Technologielaor und öffnet jeden Mittwoch, von 18 bis 20 Uhr, in der Bethlehemstraße 30 in Linz seine Pforten. Die Idee, die sich hinter diesem Wort verbirgt, ist, dass ein Raum zur Verfügung gestellt wird, wo sich verschiedene Personen zu verschiedenen Themen treffen können und ein Austausch an Wissen und Information stattfinden kann. Zum einen werden von ehrenamtlichen Personen Workshops zu diversen Themen angeboten, wie zum Beispiel Naturkosmetik, Urban Gardening und KFZ. Zum anderen werden regelmäßig einmal im Monat sogenannte repair-café angeboten, wo Menschen gemeinsam an kreativen Reparaturlösungen arbeiten und ausprobieren können. Unter anderem werden auch Workshops für Kinder angeboten, in welchen es zum Beispiel um das Thema »upcycling« geht, was bedeutet, dass Abfallprodukte zu scheinbar neuen Produkten umgestaltet werden. Da das Konzept rund um »Otelo« gut angenommen wird, wurde im Stadtteilzentrum Auwiesen bereits ein zweiter Standort eingerichtet. Das aktuelle Programm mit den einzelnen Workshops findet man unter otelolinz.at/veranstaltungen. *Text: jk, Foto: Otelo Linz*

»Die Nähküche«

»Die Nähküche« fand ihren Anfang im Jahr 2012 als loser Zusammenschluss von mehreren jungen Frauen aus dem Mühlviertel. Zu Beginn konzentrierte sich das Angebot der »Nähküche« rein auf Workshops und punktuelle Veranstaltungen. Jedoch stieg die Nachfrage nach Angeboten außerhalb von Veranstaltungen und der Aufwand bzgl. dem Transport der Nähmaschinen und Stoffe stark an, sodass sich »die Nähküche« auf Standortsuche begab. Seit 2013 ist »die Nähküche« nun im »luft*raum« (Bethlehemstraße 30) beherbergt und hat jeden Freitag von 9-12 Uhr und jeden Samstag von 15-19 Uhr geöffnet. Es werden Nähmaschinen und Stoffreste zur Verfügung gestellt, mit denen man Kleidung reparieren, umschneiden und kreative Einzelstücke selbst entwerfen und nähen kann. Finanziert wird »die Nähküche« fast ausschließlich durch Sach- und Geldspenden, Honorare bei Veranstaltungen und ehrenamtlicher Mitarbeit. Zusätzlich bietet sie auch einen »Kost-nix-Laden« an, in welchem Kleidungsstücke in einer Auslage an der Straße ausgestellt werden und sich jeder etwas nehmen kann. 2014 wurde der »Nähküche« der Landespreis für Umwelt und Nachhaltigkeit von der Stadt Linz verliehen. Weitere Informationen findet man unter <https://naehkueche.wordpress.com>. *Foto und Text: jk*





»Repair-Café Wels«

Was tun, wenn das vertraute Rattern der heißgeliebten Nähmaschine plötzlich verstummt, oder der Video-Rekorder seinen Dienst versagt? Dann nichts wie hin zum Repair-Café (Treffpunkt Mensch und Arbeit) nach Wels. Dort werden alte und kaputte Sachen wieder in Schwung gebracht. Jeden letzten Donnerstag im Monat hat man dort die Möglichkeit, gemeinsam mit anderen Bastlern defekte Geräte wieder zu reparieren. Hauptsächliches Motiv dieser sehr gut angenommenen Idee soll ein kleiner Beitrag zur Verhinderung der Wegwerfgesellschaft sein. Bei meinen Recherchen dort fiel mir die gemütliche Atmosphäre innerhalb dieser eifrigen Runde auf. Selbstgemachte, mitgebrachte Snacks, Kuchen und Brötchen werden von den durchschnittlich zehn Teilnehmern im nebenliegenden Raum der Cafeteria nebst dort erhältlichen Getränken verzehrt. Der Gedanke zu helfen, Lösungen zu finden, gegenseitig unentgeltliche Hilfe zu leisten mit dort bereitgestelltem Werkzeug, kommt gut an. Ob ein Gerät noch zu retten ist oder nicht, erfährt man durch die Anmeldung unter der Telefonnummer: 07242 67909 oder via Mail: repaircafewels@gmx.at. Auch ich lasse mich dort am nächsten letzten Donnerstag im Monat wieder mit einem Gerät blicken, welches dringender »Hilfe« bedarf. *Foto und Text: Georg*

»Zquetschte Zwetschn«

Die »Zquetschte Zwetschn« hat ihren Ursprung in der Vernetzungsplattform »f12« (»frühling2012«). Gemeinsam mit Hermann Rainer vom Klimabündnis veranstalteten einige engagierte Leute sogenannte Containerkochereien. Dies bedeutet, dass Lebensmittel, welche nicht mehr zum Verkauf bestimmt sind, von diversen Super- und Bauernmärkten geholt, gemeinsam verkocht und auf freiwilliger Spendenbasis verteilt werden. Seit November 2013 hat die »Zquetschte Zwetschn« im »luft*raum« (Bethlehemstraße 30) ihren Standort. Grundsätzlich steht hinter diesem Zusammenschluss die Idee einer spontanen, offenen Kocherei, wo jeder teilnehmen kann. Viele Lebensmittel bekommen sie am Südbahnhofmarkt in Linz von Standlern, ebenso von regionalen Bauern, Privatpersonen und öffentlichen Obst-Pflück-Aktionen. Die Erfahrung zeigt, dass Fragen nichts kostet und viele lieber die Lebensmittel verschenken, als sie entsorgen zu müssen. In Kooperation mit »Otelu Linz« werden Einkochabende, sogenannte »waste-cookings«, veranstaltet, wo jeder teilnehmen kann und Tips und Tricks zum Thema Kochen weitergegeben werden. Anzutreffen sind die »Zquetschte Zwetschn« auch an Markttagen am Südbahnhofmarkt. Das genaue Programm findet man auf Facebook unter <https://www.facebook.com/Zquetschte-Zwetschn/events>. *Text: jk, Foto: Zquetschte Zwetschn*





»Car-Sharing« - dringend gesucht

Anna Urbina, eine mobile Krankenschwester, ist derzeit wohnungslos und sucht dringend einen pragmatischen Weg, um zu ihren Kunden zu kommen. Sie versucht nun ihr Glück über das sogenannte »Car-Sharing« (englisch car »Auto«, to share »teilen«), also Menschen, die ihr Fahrzeug mit anderen gemeinschaftlich nutzen. Die gebürtige Peruanerin ist seit 15 Jahren im österreichischen Pflegedienst tätig. Vor ein paar Wochen hat sie ihre Wohnung und ihr Auto verloren. »Wenn ich nicht weiterhin mobil bin«, sagt sie verzweifelt, »verliere ich auch noch meinen Job.« Anschaffungskosten, KFZ-Steuer und Versicherung könne sie sich mit ihrem geringen Gehalt nicht leisten. Auch die lukrativen »Car-Sharing«-Angebote im Internet liegen für sie weit über dem finanziell Machbaren. Den potenziellen »Car-Sharern« verspricht die Krankenschwester: »Ich würde dem Unterstützer 40 Cent pro gefahrenem Kilometer geben, das bekomme ich nämlich von meinem Dienstgeber.« An machen Tagen, fügt sie hinzu, komme sie durchaus auf 60 bis 70 Kilometer. Ferner kann Anna eine 25-jährige, unfallfreie Fahrpraxis vorweisen. All jene, die bereit sind, die Krankenschwester zu unterstützen, sollen sich bei der Kupfermuckn unter der Nummer 0732 77080513 melden. *Foto und Text: dw*

»Schuster Bloo in Auwiesen«

Herr Hans Bloo betreibt seit April 1985 eine Schuhreparaturwerkstatt in Auwiesen. Nach der Lehre begann Herr Bloo bei seinem Onkel zu arbeiten. Als sich dann 1985 die Chance aufat, ein eigenes Geschäft zu eröffnen, nutzte er diese auch. In der Schusterwerkstatt kann man sich nicht nur Schuhe reparieren lassen, sondern auch Lederjacken wieder aufbessern, oder einen BH oder Hosenträger herrichten lassen. Es ist halt alles nur eine Frage des Geldes, inwiefern sich eine Reparatur noch auszahlt. Denn, Schuhe, die nicht sehr teuer waren, dann auch noch teuer richten zu lassen, zahlt sich oft nicht aus. Herr Bloo fragt seine Kunden, ob es ihnen das wert ist. Es kommen alle Altersgruppen und es gibt fast immer Aufträge in dem 8m² Geschäft. Zuviel Platz hat er nicht, und es könnte vielleicht ein Raum mehr sein, um die Sachen zu lagern. Das jedoch kostet Geld, was er nach seinen eigenen Aussagen nicht zahlen will. Sein größter Stolz ist eine Nähmaschine aus dem Jahr 1902, die noch funktioniert und ihm die Arbeit erleichtert. Für die Zukunft wünscht sich Herr Bloo Gesundheit damit der mittlerweile 55-Jährige noch lange arbeiten kann, da er diesen Beruf gerne ausübt und mit vielen Leuten Kontakt hat. »Schuh-Commode« im Einkaufszentrum Auwiesen, Haltestelle Auwiesen. *Foto und Text: Sonja*



Der Absturz kann ziemlich schnell kommen

Geschichten aus den Wohnungsloseneinrichtungen Wels und Steyr



Besucher des Sozialen Wohnservice Wels

Die Straßenzeitung Kupfermuckn wird neben Linz auch im »Sozialen Wohnservice Wels« und im Tageszentrum des Vereins »Wohnen Steyr« ausgegeben. Regelmäßig erhalten wir auch berührende Texte von Betroffenen und Besuchern dieser Einrichtungen. Hier ein kleiner Auszug davon:

Vor circa einem Jahr habe ich noch die meiste Zeit auf der Straße gelebt, nicht freiwillig, doch auch nicht unschuldig. Aber ich wusste auch schon damals, dass nur ich etwas gegen meine Lage tun kann. Auf der Straße habe ich viele Menschen kennen und schätzen gelernt, doch was mir bei vielen aufgefallen war ist, dass sie sich selbst aufgegeben hatten und nur schwer Hilfe annehmen konnten - nicht aus Unwillen, es war viel mehr diese alte Gewohnheit, die sie nicht ließ! Sie waren (sind) so »eingefahren« in ihrem Konzept, dass es fast unmöglich ist, aus diesem »Schlendrian« auszusteigen. Dennoch hat auch das System in Österreich eine sehr große Mitschuld und es bräuchte eine bessere Flexibilität im Sozial-

konzept. Wege werden so oft zu einem Irrweg! Und so irrt man weiter umher und verfällt in eine Art Lethargie. Ich verwende nicht oft »Gott« in meinen Sätzen, aber da danke ich echt Gott, dass ich diesen Punkt nicht erreicht habe, auch wenn ich schon sehr oft kurz davor stand. Im August feiere ich ein Jahr Abstinenz! Vor eben fast einem Jahr habe ich meine zweite Alkoholtherapie in Salzburg im 90er Haus gemacht. Weil es meine zweite war, konnte ich mich mehr auf mich selbst konzentrieren und mir viel aus meinen Einzeltherapie-Stunden mitnehmen. Schon während meiner Therapie habe ich »die« Entscheidung getroffen, nicht gleich wieder nach Wels zurückzukehren, sondern noch eine weitere Station mitzunehmen. Ich habe die Möglichkeit genutzt, mich um einen Platz in der Salzburger-Einrichtung »SOALP« (Selbstbewusst Ohne Alkohol Leben Projekt) zu bewerben und auch eine Zusage bekommen. Viele Freunde und Therapeuten haben mich in dieser Entscheidung bestärkt, aber es war vor allem mein »Lebenswille«, der mir sagte: »Tu

das!« Heute bin ich seit fast neun Monaten hier, werde von einem netten Team »um-sorgt«, was wöchentliche Gespräche beinhaltet, aber auch Sozialangelegenheiten, wie Schuldenregulierung, Dokumente organisieren und alles rund ums Thema Wohnen beinhaltet. Ich hatte seit August 2013 keinen Rückfall und seit gut fünf Monaten habe ich eine Wegbegleiterin, meine Hündin »Lena«, die ich erst als Pflegehund bekam und die seit drei Monaten mein ist. Weiters gehe ich jetzt auch wieder arbeiten, zwar noch in einer vom AMS-geförderten Arbeitsinitiative, dennoch gibt es mir eine Bestätigung und stärkt mein Gefühl, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Aber ich besinne mich immer wieder, dass es sehr schnell gehen kann und man ist wieder ganz unten. Ich will damit auch nicht sagen, dass es ganz leicht war. Nein im Gegenteil, ich hatte teilweise sehr große Angst, dass es nicht funktioniert! Unterm Strich muss man auch mal etwas wagen, mal etwas ganz anderes probieren! Konzept löschen und neu anfangen! Ich selbst bin auch noch nicht am Ende meines Weges, doch die Richtung stimmt und die Einstellung passt. *Andreas (Steyr)*

Ich bin jetzt drei Jahre clean und es geht mir von Tag zu Tag besser

Im Jahr 2003 bekam ich eine Psychose. Die Krankheit äußerte sich so, dass ich keinem mehr vertraute und permanent das Gefühl hatte, verfolgt und beobachtet zu werden. Ich musste ab da Neuroleptika und Antidepressiva einnehmen. Der Grund dafür, dass die Krankheit ausgebrochen ist, war der Konsum von Drogen. Die Medikamente holten mich wieder auf den Boden der Realität. Meine Familie machte sich große Sorgen um mich und wusste nicht so recht, wie sie mit der Situation umgehen sollte. Als ich die Psychiatrie nach sieben Wochen verlassen durfte, bemerkte ich eine Veränderung bei meinen Mitmenschen, aber auch bei mir selbst. Diejenigen, die davon

wussten, schauten mich mit anderen Augen an und die sozialen Kontakte nahmen von Zeit zu Zeit immer mehr ab. Ich verließ nur noch selten mein Zimmer und dachte darüber nach, was geschehen war. Einige Monate konnte ich es ohne Drogen aushalten. Doch dann fing alles wieder von vorne an und ich wurde rückfällig. Etwas später verlor ich durch meine Sucht auch meinen Arbeitsplatz. Ich glaubte meine Drogensucht mit Spielautomaten finanzieren zu können, was die Situation jedoch nicht besser machte. Zuhause wurden die Probleme immer größer. Meine Eltern wussten nicht mehr weiter und ich musste das Haus verlassen. Ich bekam einen Platz in einer betreuten Wohnung. Um mit meinen Problemen fertig zu werden, machte ich eine Therapie und ließ mich besachwalen. Ich bin jetzt drei Jahre clean und es geht mir von Tag zu Tag besser. Ich habe jetzt wieder Freunde und Familie, die zu mir stehen. Für mich persönlich war das eine Lehre und ein Zeichen, dass der Absturz ziemlich schnell gehen kann. Und ich bin dankbar, vom Leben eine zweite Chance bekommen zu haben. *Name der Redaktion bekannt*

Unwissend verbrachte ich die ersten vier Tage in einer Einzelzelle

Am 7. März 2014 begann für mich die erste böse Erfahrung mit der Polizei. Zwei Beamte kamen zu mir nach Hause und sagten, ich möge bitte zum Posten nach Wels mitkommen, um ein Schriftstück zu unterschreiben. In Wels angelangt, fuhren wir direkt in die Justizanstalt, wo mir erklärt wurde, dass ich nun für sechs Wochen in Haft bleiben müsse. Mir wurde aber nicht erklärt, warum und wieso. Die beiden »netten« Krenglbacher Beamten wussten genau Bescheid, fanden es aber nicht der Rede wert, mir darüber Auskunft zu geben. So stand ich nun ohne Geld und ohne Kleidung da. Auf die Frage, ob ich einen Rechtsanwalt konsultieren oder einen Anruf tätigen könne, wurde ich immer auf den nächsten Tag verwiesen. Da ich noch nie in Haft war, kannte ich vorerst auch nicht genau meine Rechte. So verbrachte ich die ersten vier Tage in einer Einzelzelle ohne Kontakt zur Außenwelt oder meiner Familie. Das war für mich eine der schlimmsten Erfahrungen, da ja keiner Bescheid wusste, wo ich war, was aber auch ich erst nach vier Tagen erfuhr. Ab dem zweiten Tag verweigerte ich jede Art von Essen so lange, bis ich mit meiner Familie oder einem Anwalt in Kontakt treten durfte. Der wurde mir aber immer wieder verweigert, ohne Angabe von Gründen. Die Justiz schaffte es, dass ich begann, einen Suizid zu planen. Nach vier Tagen wurde ich abgeholt und mir

wurde nur erklärt, dass ich jetzt ins »Kurheim« komme. »Kurheim« bedeutet offener Vollzug, was mir aber auch nicht viel sagte. Dabei erlebte ich zum ersten Mal einen freundlichen Beamten, der mir alles erklärte und mir auch dabei half, mich zurecht zu finden und gleich einen Kontakt mit einer Sozialarbeiterin organisierte. Da erfuhr ich dann zum ersten Mal, warum und wieso, und die Dame setzte auch gleich ein Schreiben für das Ministerium auf, da das Vergehen ihrer Ansicht ja schon längst verjährt war. Sie stellte auch gleich einen Kontakt zu meiner Familie her, damit ich endlich zu frischer Kleidung und Geld kam. Im Nachhinein erfuhr ich, dass mich meine Schwester und meine Lebensgefährtin gesucht hatten, und von der Polizei die Antwort bekamen, dass ich nicht in Wels bin, worauf sie bei Gericht nachfragten mit derselben Antwort. Erst Stunden später wurden sie dann telefonisch über meinen Aufenthaltsort benachrichtigt. Auch wurden sie über meine bevorstehende sechswöchige Haftstrafe informiert. Ich jedenfalls wurde von der Justiz ohne Vorwarnung aus meinem Leben gerissen und stand nach der Haftentlassung plötzlich vor dem Nichts. Nach der Entlassung kam für mich dann der nächste Rückschlag: Plötzlich stand ich ohne Zuhause und Familie da, da mir meine Schwiegermutter in Spe mein ganzes Hab und Gut vor das Haus gestellt hatte. Ich wusste von der Sozialarbeiterin aber schon Bescheid, dass, wenn das so kommen würde, ich mit der Polizei in Kontakt treten sollte, da sie nicht das Recht habe, meine persönlichen Sachen zu durchwühlen. Das tat ich dann auch. Es wurde alles fotografiert und mir wurde gesagt, dass eine Anzeige läuft. Bis heute ist dabei nichts herausgekommen. Ich hatte das Glück, dass mich meine Schwester bei sich aufnahm. Als wir dann versuchten, mich bei ihr anzumelden, kamen die nächsten Schwierigkeiten. Wenn sie mich bei sich aufnehmen würde, bekäme sie gewisse Förderungen nicht mehr, da sie ja bereits in Pension ist. So blieb mir dann doch nichts anderes über, als mich bei der Notschlafstelle zu melden, was ich bis heute nicht bereue. Ich hatte ja keine Papiere mehr und mir wurde sofort dabei geholfen, dass ich neue bekomme, was aber nicht ohne Schwierigkeiten ablief. So meldete ich mich beim Sozialamt wegen der Mindestsicherung. Da hieß es, ohne Meldeadresse würde ich sie nicht bekommen. Der Herr schickte mich zum Meldeamt, die Dame konnte mir aber auch nicht weiterhelfen, worauf ich sagte, wenn ich das wüsste, würde ich ihre Arbeit machen und sie stünde statt mir hier. Nach einigem Murren klappte es dann doch. So bekam ich einen Meldezettel und einen neuen Personalausweis, um die Mindestsicherung beanspruchen zu können. Nach un-



»Soziales Wohnservice Wels«

Das »Soziale Wohnservice Wels« ist ein niederschwelliges Angebot für akut wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen zur Sicherung einer minimalen Grundversorgung. Es bietet die Möglichkeit zum Aufenthalt, zur Hygiene und zur Ernährung. Zwischenmenschliche Kontakte können hier gepflegt werden. Neben einer Grundversorgung stehen Informations- und Beratungsangebote durch qualifiziertes Personal zur Verfügung. Zudem besteht die Möglichkeit zur Weitervermittlung an andere Einrichtungen, Beratungsstellen und an die Notschlafstelle.

Kontakt: Soziales Wohnservice Wels, Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663, Email: office@sws-wels.at, Website: www.sws-wels.at

Verein Wohnen Steyr

Wer wohnungslos ist, weil er oder sie über keine eigene Wohnung verfügt und nur zur Not oder im Übergang wo wohnt oder mitwohnt, der oder die kann hier einen geschützten Raum und Ansprechpersonen finden, um über den Tag zu kommen; das heißt sich aufzuhalten, sich zu versorgen, die eigenen Sachen zu erledigen und zu regeln: von Essen, Kaffee trinken, Wäsche waschen bis zur Post und Behörden-geschichten. Dabei gibt es, wenn notwendig, Unterstützung! Zu bestimmten Zeiten wird Einzelsozialberatung und -betreuung angeboten. Das Tageszentrum ist eine »niederschwellige Aufenthaltsmöglichkeit« – das heißt, dass sie möglichst offen für alle ist, die sich hier aufhalten und die Angebote nützen wollen.

Kontakt: Verein Wohnen Steyr Tageszentrum, Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel.: 07252 50 211 oder 0650 41 88 9 44, e-mail: tageszentrum@b29.at



Ein Ausflug mit dem Sozialen Wohnservice Wels

zähligen Behördengängen schaffte ich es doch, innerhalb von zwei Tagen alle Papiere zu organisieren. So kam ich zwei Monate nach der Haftentlassung zum ersten Mal in den Genuss einer Unterstützung durch den Staat. Hätte mich die Notschlafstelle und das Tageszentrum nicht unterstützt, wäre ich verhungert. Darum ein Danke an alle Mitarbeiter von der Notschlafstelle und vom Tageszentrum.
Peter (Wels)

Die Katastrophe nahm ihren Lauf, die Schulden wurden immer mehr

2003 war ich 18 Jahr alt, es war gerade Herbst. Ich befand mich zu diesem Zeitpunkt in der Psychiatrie in Wels. Der Grund dafür war eine Drogen induzierte Psychose. Mir ging es nicht gerade gut, und mir wurde bewusst, dass ich einen Fehler gemacht habe. Nach fünf Wochen durfte ich das Krankenhaus verlassen. Der Aufenthalt in der Psychiatrie war erträglich. Ich lernte andere Menschen mit psychischen Problemen kennen, und das gab mir das Gefühl, nicht alleine zu sein. Die Ärzte diagnostizierten bei mir »Paranoide Schizophrenie«. Seither muss ich Neuroleptika einnehmen. Über diese Krankheit war mir bis dahin nicht viel bekannt. Alles, was ich wusste war, dass Menschen mit dieser Diagnose gefährlich und unberechenbar sind. Ich hatte etwas Angst davor, weil ich nicht einschätzen konnte, wie sich die Schizophrenie auf mein weiteres Leben auswirken würde. Also nahm

ich schön brav meine Medikamente, mit dem Gefühl, dass sie mir helfen, stabil zu bleiben. Ich informierte mich über diese Krankheit und las viele Bücher darüber. Und ich fand heraus, dass man nicht gleich ein Mörder oder Vergewaltiger ist, wenn man davon betroffen ist. Sie ist zwar nicht heilbar, aber mit den richtigen Medikamenten kann der Betroffene ein würdiges und symptomfreies Leben führen. Ich war stabil, und das Leben nahm seinen Lauf. Ich schwor mir, nie wieder harte Drogen zu konsumieren. Das ging auch eine lange Zeit gut. Aber ich rauchte regelmäßig Gras und Haschisch, weil ich fand, dass mir das nicht schaden würde. Zuhause wussten sehr viele Menschen davon, was passiert ist. Das bekam ich auch zu spüren, und zwar durch die Art und Weise, wie anders sie sich mir gegenüber verhielten. Auch Freunde brachen den Kontakt zu mir ab. Ich war Dorfgespräch Nummer eins zu dieser Zeit. Wenn ich mit Drogen zu tun hatte, und dann etwas passiert ist, was ich nicht mehr unter Kontrolle hatte, dann soll es wohl so sein, dachte ich mir. Ich nahm es wie ein Mann und akzeptierte es. Nach einer Zeit wurde mir klar, was andere Leute über mich dachten und redeten. Es hat keinen Wert! Es kristallisierte sich heraus, wer Freund oder Feind ist. Meinen Eltern bin ich sehr dankbar dafür, dass sie mich in dieser Zeit unterstützt haben. Ich ging wieder arbeiten. Das gab meinem Leben wieder einen Rhythmus. Die Arbeit in der Schlosserei machte mir Spaß. Ich empfand das Ganze als eine Art Therapie. Im Jahr 2007 hatte ich das Gefühl, ich müsse

mich wieder in psychiatrische Behandlung begeben. Ich hatte eine Art Depression. Als ich wieder in der Psychiatrie Wels war, lernte ich Michael kennen. Wir verstanden uns prächtig und wurden schnell Freunde. Er hat dieselbe Diagnose wie ich und eine Vorliebe für Drogen. Wir trafen uns regelmäßig und rauchten gemeinsam Gras. Mit der Zeit wurde unsere Freundschaft immer stärker und ich glaubte, einen Seelenverwandten gefunden zu haben. Kurze Zeit später bekamen wir wieder die Chance, harte Drogen zu besorgen. Was wir dann auch taten. Ich hatte ein mulmiges Gefühl, weil ich die möglichen Konsequenzen kannte. Zuerst kauften wir regelmäßig Kokain, das wir uns teilten. Das ging dann eine ganze Weile so dahin. Das Problem beim Kokain ist, dass man mit der Zeit immer mehr davon braucht, um seinen Kick zu bekommen. Und da es nicht gerade billig ist, kommt man schnell in finanzielle Schwierigkeiten. Noch dazu fingen wir an, Automaten zu spielen. Die Katastrophe nahm ihren Lauf, und die Schulden wurden immer mehr. Als wir keinen Ausweg mehr sahen, um das Kokain zu finanzieren, schloss jeder von uns zwölf Handyverträge ab und verkaufte sie. Als die Rechnungen immer mehr und höher wurden, war mir nicht mehr wohl in meiner Haut. Also mussten wir handeln, und ließen uns besachwalten. Wir kamen mit einem blauen Auge davon.
Zorro (Wels)

Ich bin von der Alkoholsucht meines Freundes betroffen

Fast immer, wenn es um Alkoholkonsum geht, dreht es sich um den Alkoholiker selbst. Selten jedoch um die Konsequenzen seines Tuns für dessen Angehörige bzw. für dessen soziales Umfeld. Seit etwa vier Jahren bin ich mit einem Alkoholiker zusammen. Und ich muss gestehen, genau wie bei ihm, dreht sich auch bei mir alles um den Alkohol. Nur eben in eine andere Richtung. So sehr, wie er versucht, an seinen Stoff zu kommen, versuche ich, dies zu verhindern. Und ich scheitere mit derselben Regelmäßigkeit daran, wie er an seinem Versprechen, mit dem Saufen aufzuhören oder zumindest weniger zu trinken. Das Ergebnis ist, dass wir uns im Kreis von Vorwürfen, Schwüren, Versprechen, Wutausbrüchen drehen, dass wir Kompromisse eingehen, die dann alle nicht eingehalten werden bzw. nur ganz kurz Gültigkeit besitzen. Spätestens nach ein paar Wochen werden diese dann mit irgendwelchen fadenscheinigen Ausreden verworfen. Manche fragen sich jetzt sicher, warum ich mir dies antue, wo ich doch sowieso weiß, wie es am Ende ausgeht. Bei mir überwiegen noch die guten gemeinsamen Zeiten.

Ich hoffe immer noch, dass es besser wird. Ja und dann ist da noch die Liebe, dieses verfluchte Gefühl, das mich oft daran hindert, klar zu sehen. Ich suche noch im tiefsten Dunkel das Gute. Oft schon habe ich das Wort »unabhängig« gehört und nicht genau gewusst, was das bedeutet. Jetzt weiß ich es genau aus den vorher geschilderten Punkten. Denn, obwohl ich nicht trinke, dreht sich auch bei mir alles um den »Teufel« Alkohol. Manchmal ist es so stark, dass ich mich beim Einkaufen von Lebensmitteln oder persönlichen Dingen für mich frage, ob noch genügend Geld für sein Bier übrig bleibt. Dann verzichte ich sehr oft auf meinen Einkauf. Viele werden jetzt sagen, »selber Schuld« und ich muss ihnen Recht geben. Aber ich kann einfach nicht anders, selbst wenn ich wollte. Ich bedaure meine Entscheidung im Nachhinein sehr häufig, aber ich kann nicht anders handeln. Manchmal frage ich mich, ob sein Trinkverhalten nicht meine Schuld ist. Wenn ich doch nur ein bisschen konsequenter wäre und nicht so oft nachgeben würde, vielleicht - »Ja, vielleicht« - so beginnt mein Lieblingssatz, wenn es um die Problematik Alkohol geht. Nun will er endlich einen Entzug machen. Die Entgiftung hat er bereits hinter sich. Jetzt fehlt nur noch ein Therapieplatz. Vielleicht hilft es und er schafft es, trocken zu bleiben. Ich hoffe es für ihn und auch für mich. Ich wünsche mir, dass ich standhaft bleibe, NEIN sagen lerne und meinem Freund Grenzen setze. Ob ich das kann, weiß ich nicht. Ja, und dann ging alles wieder von vorne los, wieder ein neuer Kreis von Versuchen, Versprechen, Versagen, Wutausbrüchen. Aber vielleicht, ja vielleicht klappt es ja dieses Mal! Vielleicht aber schaffe ich es auch, aus dieser Mit-Abhängigkeit auszusteigen. *Daniela (Steyr)*

Meine Kinder wurden mir genommen, Beziehung war vor dem Aus

Seit meiner Jugend bin ich auf Drogen. Der Gedanke an einen Entzug war immer schlimm, aber noch viel schlimmer war die Vorstellung, eine Psychose zu bekommen. Wenn ich auf Mephedron war, hörte ich nämlich Stimmen und sah Dinge, die nicht da waren. Dieser Zustand war unerträglich. Ich konnte nicht unterscheiden, was Realität war, und was mir mein Gehirn vorspielte. Die Stimmen beschimpften mich aufs Schlimmste. Ich fühlte mich elend, zitterte, bekam Bewegungsstörungen. Ich konnte meine Gefühle nicht ordnen. Meine Beziehung litt enorm darunter. Wir konsumierten ja beide. Mein Partner wurde sehr aggressiv und beleidigte mich (denke ich zumindest). Im Nachhinein weiß ich ja nicht

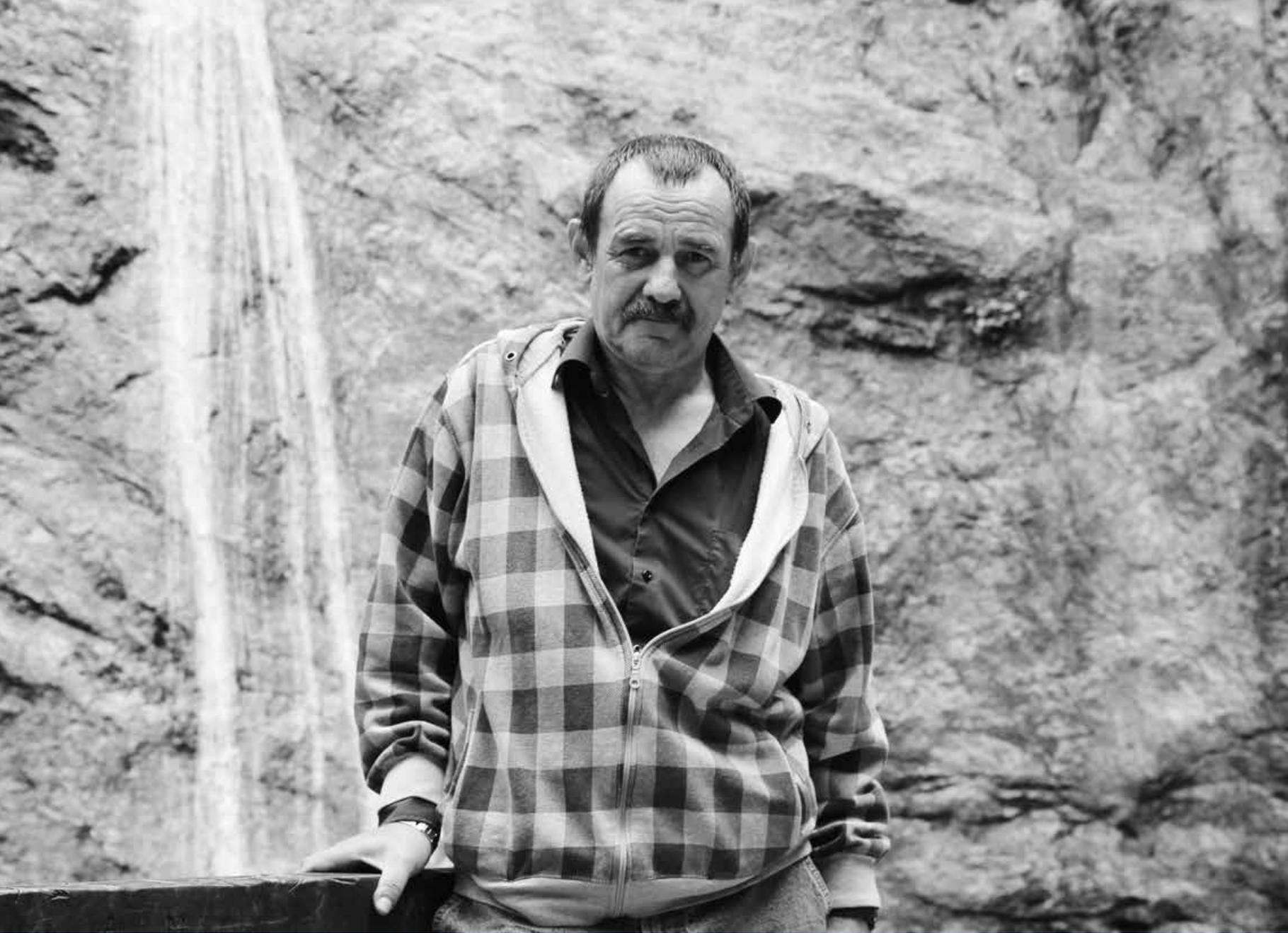


Notschlafstelle »Verein Wohnen Steyr« Blumauerstraße, Foto: hz

mehr, was real war. Wenn ich nüchtern war und über meine Sucht nachdachte, wurde mir klar, was ich meinem Körper und meiner Psyche antat. Als ich diese Zustände gar nicht mehr aushielt, ließ ich mich in die Psychiatrie einweisen, um wieder zu mir zu finden, mich zu beruhigen – einfach runter zu holen. Jedes Mal schwor ich mir »Nie wieder«. Doch dieser Schwur hielt nur bis zum nächsten Konsum. Irgendetwas an diesen Substanzen reizte mich – trotz all meiner Erfahrungen. Mir ging es nach dem Konsum nie gut. Ich brauchte ewig lang, um wieder klar denken zu können. Dieses Zeug machte mir Angst. Trotzdem war der Drang nach weiterem Konsum stark und fordernd. Durch die Drogen verlor ich alles: Meine Kinder wurden mir weggenommen und meine Beziehung stand kurz vor dem Aus. Angst und Selbstzweifel nagten an mir. Meine fast aussichtslose Situation, meine kranke Seele, meine finanzielle Situation, meine Angst, die Wohnung zu verlieren. Mein ganzes Leben war im roten Bereich, so dass es kaum mehr auszuhalten war. Seitdem ich auf Therapie war, geht es mir besser. Ich sortierte mein Leben. Ich habe noch immer eine Wohnung, obwohl ich in den letzten Monaten einen starken Rückfall hatte. Ich bin clean, auch wenn es anstrengend ist, hart zu bleiben. Bis jetzt hatte ich Glück: Ich bin ja einmal im Drogenrausch ins Wasser gefallen und wäre beinahe ertrunken. Ich habe zwei Überdosierungen und Wahnvorstellungen überlebt. Was mich nicht umbringt, macht mich stärker! *Josi (Steyr)*

Über den Verlust meines leiblichen Vaters

Vor gut drei Monaten hat mir eine Viktoria via Facebook mitgeteilt, dass sie meine Halbschwester sei, obwohl ich bis zu diesem Zeitpunkt nicht einmal gewusst hatte, dass ich so eine hatte, und mir eröffnete, dass mein leiblicher Vater wohl sehr krank sei und im Sterben liege. Zum näheren Verständnis muss ich dazu sagen, dass ich seit meiner Geburt keinerlei Kontakt zu meinem leiblichen Vater hatte. Meine Mutter hatte mir erst mit zwölf Jahren gesagt, dass Johannes nicht mein echter Vater sei. Kürzlich ist er, mein biologischer Vater, verstorben. Gestern wäre sein Begräbnis gewesen, aber ich bin nicht hingegangen. Ich hatte keinerlei Beziehung zu diesem Menschen. Er nahm sich nämlich 30 Jahre keine Zeit, mit mir Kontakt aufzunehmen. Drei Mal hätte er die Chance dazu gehabt, diese aber nicht wahrgenommen. Er hatte nie zu einem Geburtstag oder zu Weihnachten auch nur einen Brief, geschweige denn eine Karte geschrieben! Daher war oder ist die Sache für mich gegessen. Mein Stiefvater ist und bleibt mein Vater, obwohl er ein A.... ist. Und meine Mutter war in meiner Kindheit - trotz Stiefvater - immer beide Elternteile gleichzeitig für mich, und das wird auch immer so bleiben. Ob ein Kind seinen Vater braucht oder nicht, sei dahingestellt. Viel wichtiger ist ein intakter Familienrückhalt, denn Familie ist überhaupt das Wichtigste im Leben. *Stefan (Wels)*



Ich hatte es faustdick hinter den Ohren

Aus dem Leben von Helmut

Als ich vor 55 Jahren geboren wurde, wusste ich noch nicht, was mich in all den Jahren erwartet ...

Mit meinem drei Jahre jüngeren Bruder wuchs ich bei meiner Mutter und meinem Stiefvater auf. Meine Mutter hatte kaum Geduld mit mir. Holzscheiter-Knien musste ich meistens bei meinem Stiefvater, oft stundenlang. Auch mit einem Ochsenzehm schlug er auf mich ein. Als sich meine Mutter dann endlich von ihm trennte, wurde ich mit zehn Jahren schon erwachsen, da ich auf mich selbst gestellt war. Ich begleitete meine Mutter um 6 Uhr früh zwei Kilometer zum Bahnhof. Zum Essen gab es auch nicht soviel, da meine Mutter nur ein kleines Einkommen hatte. Wenn das Geld

nicht knapp war, ging ich mit der Milipitschn zum Fleischhauer, um ein fertiges Beuscherl abzuholen. Nach der Arbeit war meine Mutter zu müde, um noch für uns zu Kochen. Auch für meinen Bruder war ich verantwortlich. Ich brachte ihn meist zur Schule.

Wie im Häfn

Ich selbst aber habe oft die Schule geschwänzt. Sogar bei der Zeugnisverteilung am letzten Tag bat ich meinen Bruder, er solle zu meinem Lehrer gehen und mir mein Zeugnis mitnehmen. Das ging so lange gut, bis dann das Jugendamt Wind von meinen Aktionen bekommen hat. Und so kam ich in das Erziehungsheim nach Gleink. Die Ferien waren zu schnell

vorbei und ich musste den schwersten Weg in meiner Jugendzeit antreten. Was ich dort kennenlernte, war in erster Linie Gewalt. Der Tagesablauf war wie im Häfn. In Zweierreihe mussten wir zum Essen gehen. Bei einer Erzieherin mussten wir auch bei einem geringen Vergehen von einem klein gedruckten Buch zehn Seiten abschreiben. Und Schläge hagelte es jede Menge. Dort lernte ich auch den ehemaligen Kupfermuckn-Redakteur und Verkäufer Roman kennen. Dieser wurde von Mitzöglingen meist gemobbt. »Du fettes Schwein«, war noch eine harmlose Beschimpfung. Ja, er hatte ein schweres Heim-Leben, und er tat mir sehr Leid. Im Heim gab es einen Dushraum und nur einen Schlafrum für 20 Personen. Beim Spaziergehen ergaben sich

öfters einige Ausreißversuche, die meistens auch zur Flucht genutzt wurden. Aber wir kamen nie weit, da uns die Polizei immer wieder rasch aufgegriffen hat. Dann kam ich in die zweite Hauptschulklasse. Wir hatten einen Lehrer, der von uns aufgrund seiner riesengroßen Ohren »Jumbo« genannt wurde. Da war auch unser Mathe Lehrer. Mit ihm hatte ich die größten Probleme.

Strenges Erziehungsheim in Gleink

Eines Nachmittags gingen alle zum Baden. Ich durfte nicht mit, da ich meine Schularbeit nicht verbessert hatte. Ich wollte nicht nachsitzen und machte provokante Äußerungen. Er schlug mich und drohte mir, mich auch am nächsten Mittwoch nachsitzen zu lassen. Ich ging aufs Klo. Vor dem Klo im Gang stand ein alter Bauernkasten. Dort stellte ich mich hinein und wartete. Keine fünf Minuten später stand er vor der Kastentür. Ich sprang raus, packte den Lehrer beim Kragen und schubste ihn in den Kasten, sperrte zu und machte mich auf den Weg ins Schwimmbad. Fünf Minuten vor Unterrichtsschluss ging ich nach oben, um den armen Lehrer wieder aus seinem Verließ zu befreien. Natürlich hagelte es danach Ohrfeigen in Hülle und Fülle und es gab eine Audienz beim Schuldirektor. Auch dort ging die Prozedur wieder weiter. Nach der Schule wurden meine Erzieher über diesen Vorfall verständigt. Und so bekam ich auch noch vom Heimleiter eine ordentliche Tracht Prügel. Während des Essens konnte ich nie den Mund halten, und so wurde ich oft ohne Nahrung des Speisesaals verwiesen. Wäre nicht die liebe Köchin gewesen, die sich meiner erbarmte und mir dann immer heimlich das Essen brachte, hätte ich mit Hunger schlafen gehen müssen. Ich schaffte es, die Note »Genügend« in Betragen zu bekommen. Das letzte Schuljahr ging ich ruhiger an. Ich kam in eine Gruppe mit einem strengeren Erzieher. In unserer Gruppe war aber plötzlich ein unsympathischer Kerl aus Deutschland. Der hatte immer den Mund offen. Als er wieder einmal bis spät nach Mitternacht mit einem Mitzögling plauderte, nahm ich einen nassen Badeschwamm und warf ihn in sein Gesicht. Leider bekam der Erzieher, der Nachtdienst hatte, das mit. Alle im Schlafsaal mussten raus aus den Federn und die Betten komplett zerlegen. Ich war der Buhmann. Die anderen durften sich nach einer halben Stunde wieder niederlegen, doch ich musste noch eine Stunde lang stehen bleiben. Der Tag der Entlassung rückte dann immer näher. Wenn ich keine Lehrstelle habe - sagte man mir - würde ich ins Heim nach Linz-Wegscheid kommen. Dort, so sagte man, sei es noch um

einiges schlimmer als in Gleink. Nun war also wieder meine Mutter gefragt. Sie sollte mir eine gute Lehrstelle finden, damit ich diesem verflixten Heimleben den Rücken kehren konnte.

Lehrstelle - ein neuer Abschnitt

Vier Jahre »Kinder-Knast« waren genug für mich. Sie fand eine Lehrstelle in einer Eisenhandlung. Ab ersten August konnte ich meine Lehre beginnen und die Hölle Gleink verlassen. Somit begann ein neuer Lebensabschnitt für mich. Mein Chef wusste von meinem Vorleben. Oft nannte er mich »schönes Früchtchen« und setzte meist noch etwas drauf wie - »und du wirst schon sehen, eines Tages wirst du im Knast landen.« Ja, ich hatte es faustdick hinter den Ohren, doch diese Freude machte ich ihm nicht. Die Lehrzeit war hart und streng. Auch dort bekam ich Schläge. Dann kam die Zeit, wo ich begann, in die Disco zu gehen. Nach durchzechten Nächten war ich in der Arbeit oft sehr müde. Einmal passierte es, dass ich für eine Kundschaft etwas holen sollte und dann auf der Bank eingeknickt bin. Der Chef erwischte mich schlafend. Ich hatte wieder den schwarzen Peter gezogen. »Du wirst als Gangster im Häfn landen«, meinte er und ich bekam eine Verwarnung. Wir waren drei Lehrlinge. Ich war der Boss. Die Berufsschule war auch nicht einfach - weder für mich noch für meine Lehrer. Eine Lehrerin stellte mich auf den Gang, da ich zu vorlaut war. Für mich war das ein Vorteil. So konnte ich mir früher die Jause holen und hatte in der Pause Zeit zum Rauchen. Nach dieser Aktion rief mich der Schuldirektor zum Rapport. Ich musste meinem Chef mitteilen, dass der Direktor ihn zu einer Vorsprache sehen wolle. Als ich meinem Chef das sagte, meinte er nur knapp: »Für solche Scherze habe ich keine Zeit.« Meine Lehrzeit ging dann zu Ende. Die Zeit der Rache nahte. Einem Kollegen gab ich die Ohrfeige zurück, die er mir vor zweieinhalb Jahren gegeben hatte. Er war überrascht, dass ich das nicht vergessen hatte.

Bundesheer in Wien

Nach meiner Lehre heuerte ich bei der Post an. Doch der Verdienst war mir zu gering und nach einem Jahr ging ich auf Saison. Nach zwei Jahren auf Saison kam ich nach Wien zum Bundesheer. Dort machte ich die Grundausbildung und kam anschließend zur Wache. Ich hatte viel Freizeit, die ich meist in Steyr zu Hause verbrachte. Eines Tages hatte ich verschlafen und ich konnte nicht mehr nach Wien zu meinem Dienstantritt fahren. Anstatt mich

im Krankenrevier in Steyr zu melden, ging ich zu meinem Hausarzt und ließ mich krank schreiben. Dann rief ich in der Kaserne an und meldete mich krank. Mein Vorgesetzter schrie so laut ins Telefon, dass ich fast taub wurde. Mir wurde aufgetragen, mich sofort im Krankenrevier zu melden. Ich verbrachte dort ein paar Tage und dann kam ich ins Heeres-Spital nach Wien. Dort erklärte ich dem Psychiater, dass ich verfolgt werde. Wieder in meiner Kaserne, durfte ich mich entscheiden, ob ich abrüsten wolle oder nicht. Hurra, es konnte nichts Schöneres für mich geben. Also ging ich wieder arbeiten und hatte Freude daran.

Heirat und gescheiterte Beziehungen

Nach einiger Zeit besuchte ich einen Grundkurs fürs Gastgewerbe und lernte bei diesem auch meine erste Frau kennen. Nach einem Jahr heirateten wir und gingen gemeinsam auf Saison und waren in den Bierzelten auf den Jahrmärkten tätig. Nach zwei Jahren gingen wir nach Steyr zurück und wohnten bei meiner Mutter. Wir suchten zwar eine Wohnung, bekamen aber keine. Dadurch war unsere Ehe zum Scheitern verurteilt. Wir hatten eine einvernehmliche Scheidung. Ich hatte einen guten sicheren Job in Steyr. Einige Zeit später ging meine Firma in Konkurs und nun suchte auch ich wieder einen Job auf Saison, den ich dann in Vorarlberg fand. Es war eine schöne Zeit. Von der Saison wieder zu Hause, fand ich eine neue Frau, um die ich zuvor schon vier Jahre umsonst gekämpft hatte. Sie hatte mittlerweile zwei Kinder bekommen. Nach einiger Zeit haben wir geheiratet. Ich habe ihre beiden Töchter adoptiert, sie schenkte mir einen lieben Sohn. Ich hatte Arbeit bei verschiedenen Firmen und verdiente relativ gut. Es war knapp vor dem zehnten Hochzeitstag, als meine Frau mir mitteilte, sie wolle sich scheiden lassen. Ich glaubte, ich höre nicht richtig. Nach einiger Zeit hatte ich in Erfahrung gebracht, dass sie von anderen aufgehusst wurde. Nun musste ich ein neues Zuhause finden. Nach etlichem Durchforsten verschiedener Wohnungsinserate, fand ich ein Zimmer in Linz. Arbeit bekam ich über Leasing bei der LINZ-AG. Ich war bei der Müllabfuhr und bei der Entsorgung. Nach einiger Zeit musste ich krankheitsbedingt passen. Nach der Scheidung wurde ich zu Unterhaltszahlungen verdonnert. Seither lebe ich am Existenzminimum. Doch mein Leben geht trotzdem weiter und seit ich für die Kupfermuckn schreiben kann, habe ich eine sinnvolle Beschäftigung. Ich werde noch zu verschiedenen Themen mehr aus meinem Leben erzählen. *Foto: hz, Text: Helmut*

Arbeitslos ist ein hartes Los

Die Geschichte eines Mannes, der nicht mehr viel Hoffnung hat



Symbolfoto (wh)

Ich hatte im Leben alles, was man zu einem guten Leben braucht. Besonders stolz war ich auf meine Arbeit. Nun bin ich seit fast acht Jahren arbeitslos, da ich einen schweren Verkehrsunfall hatte und bis heute nicht arbeitsfähig bin. Hier ist meine unglückliche Geschichte:

Jeden Tag ging ich mit Freude in die Firma. Mein Job gab mir Sinn und zudem war er auch gut bezahlt. Schon nach einigen Jahren habe ich mich hoch gearbeitet. Der Arbeitsplatz war schon wie meine zweite Wohnung.

Leitenden Posten verloren

Ich arbeitete von 6.00 Uhr Früh bis 19.00 Uhr, weil ich Leiter von 20 Mitarbeitern war. Mit dem Chef war ich persönlich sogar gut befreundet. Als dann der schreckliche Verkehrsunfall passierte, bin ich nach längerem Fernbleiben von der Firma gekündigt worden.

Nach meinem Krankenstand, hieß es damals, würden sie mich sofort wieder einstellen. Dem war aber nicht so. Mein Krankenstand dauerte insgesamt zwölf Monate. Ich war ein ziemliches Wrack. Meine Schulterbänder waren gerissen und das Kahnbein an der Hand war gebrochen.

Ersatz war schnell gefunden

Ich informierte meinen Chef über meinen gesundheitlichen Zustand und sagte ihm, dass es noch einige Zeit dauern würde, bis ich wieder fit für die Arbeit sei. Der Chef zögerte nicht lange. Ein Ersatz für mich war schnell gefunden: Die Arbeit, die ich mit Freude verrichtet hatte, wurde von einem anderen Mitarbeiter von der Firma übernommen. Ich wurde an der Schulter und an der Hand operiert und fuhr auch auf Reha, um meinen Körper wieder für die Arbeit zu stärken. Leider ist es ganz anders gekommen, als

ich es mir vorgestellt hatte. Als ich wieder halbwegs fit war, bekam ich einen Bandscheibenvorfall. Dadurch wurde ich erneut für eine längere Zeit von der Berufswelt herausgerissen. In diesem Jahr wurde ich insgesamt 15 Mal infiltiert. Danach aber hatte ich so starke Schmerzen, dass ich operiert werden musste. Ich bin wieder auf Reha gefahren, um meine Rückenmuskulatur aufzubauen.

Und wieder nur Pech

Als ich mich dann aber wieder fit fürs Arbeiten fühlte, war mein damaliger Job natürlich nicht mehr verfügbar. Mein Chef hatte keine Verwendung mehr für mich. Doch ich gab nicht auf: Ich suchte und fand eine neue Arbeit, die mir auch sehr gut gefallen hatte, wo ich auch von den Mitarbeitern akzeptiert und gebraucht wurde. Wenn man einen Job hat, der einen beflügelt, so wird das Selbstwertgefühl mächtig gesteigert. Die Arbeit machte ich mit einer Zufriedenheit und Genauigkeit. Ich war – wie immer – sehr zuverlässig und hilfsbereit gegenüber meinen Mitarbeitern. Doch nach drei Monaten kam es wieder zu einem Einschnitt. Ich sollte mit einem Kollegen einen schweren Gegenstand bewegen, und da riss mir das Handgelenksband. Es folgten wieder eine Operation und Reha und ein längerer Aufenthalt im Krankenhaus. Die Arbeit, die mir Spaß machte, musste ich wieder einmal aufgeben. Dann kam noch ein Schicksalsschlag. Im Krankenhaus wurde bei mir Asthma diagnostiziert. Und wieder ging ich auf Reha. Als ich wieder zu Hause war und mich beim AMS arbeitslos melden

wollte, wurde mir geraten, die I-Pension zu beantragen, da ich beim AMS in diesem körperlichen und gesundheitlichen Zustand nicht vermittelbar sei, hieß es zumindest. Die I-Pension wurde jedoch abgelehnt. Der Grund: Laut der PVA sei ich noch arbeitsfähig. Vom AMS aus wurde ich dann in einen Kurs geschickt. Dieser dauerte sechs Wochen. Danach konnte keiner vom AMS entscheiden, welche Arbeit ich in Zukunft verrichten könnte. Ich bin seit meinem Unfall vor acht Jahren neun Mal operiert worden und sollte mich noch dreimal unters Messer legen. Mittlerweile habe ich ein versteiftes Handgelenk, ein Alkoholproblem, zeitweise Depressionen und nicht mehr viel Freude am Leben, weil ich nicht mehr so wirklich gebraucht werde und ich täglich Schmerzen habe.

Selbstmordgedanken

Ich bin in diesem Jahr wegen Selbstmordgedanken und wegen meinem Alkoholproblem bereits zwei Mal in der Psychiatrie gelandet. Es kamen aber noch mehr Schwierigkeiten hinzu: Mittlerweile bin ich aufgrund meiner körperlichen Schmerzen opiatabhängig und süchtig nach Marihuana. In der Psychiatrie machte ich einen Alkoholentzug und eine Opiat-Entwöhnung, was mir zwar gut getan hat, jedoch habe ich täglich Schmerzen. Ich kann nicht einmal meinen eigenen Haushalt alleine führen. Putzen, Wäsche-Waschen, Einkaufen-Gehen – all diese Dinge schaffe ich nicht ohne Hilfe anderer. Arbeitslos ist ein hartes Los. Ich gäbe viel dafür, wenn ich wieder arbeiten könnte. *Christian (Wels)*

Help-Mobil sucht Obdachlose in Linz auf

Seit dem Jahr 2014 gibt es auch in Linz einen Bus mit Hilfsangeboten und medizinischer Versorgung

Bis zu 30 Obdachlose kommen jedes Mal zu den Haltestellen des neuen Linzer Help-Mobils. Viele Besucher, davon sind circa die Hälfte Österreicher, haben gesundheitliche Probleme, sind aber meist nicht krankenversichert. Neben der medizinischen Hilfe ist auch das persönliche Gespräch sehr wichtig.

Jan ist seit fünf Monaten obdachlos und schläft meist in der Not-schlafstelle. Der Slowake erzählt, er sei Elektriker, habe sein ganzes Leben gearbeitet und war auch in Prag und Moskau tätig. Seit zwei Jahren lebt er in Österreich und hatte letztes Jahr in Steyr einen Arbeitsunfall mit einer Motorsense, bei dem er ein Auge verlor. Wir treffen ihn bei der Haltestelle des neuen Help-Mobils, das seit dem Jahr 2014 montags ab 17 Uhr beim Linzer Dom Hilfe für Obdachlose anbietet. Nach und nach treffen 15 bis 20 Hilfesuchende ein. Bei einem kleinen Tisch gibt es Tee und Kekse und so entwickeln sich schnell Gespräche mit den Betreuern über die alltäglichen Sorgen von Obdachlosen, aber besonders auch über gesundheitliche Probleme, denn der Zugang zu einer medizinischen Versorgung scheint das zentrale Anliegen zu sein. Das bestätigen auch Michaela Haunold von der Caritas und Schwester Tarcisia vom Konvent der Barmherzigen Schwestern, die gemeinsam mit dem Roten Kreuz und dem Samariterbund das Help-Mobil betreiben. Wir wollen wissen, warum es zwei Mal wöchentlich eine ambulante Betreuung braucht, wenn es ja eine gute Grundversorgung in den Linzer Wärmestuben und der Notschlafstelle gibt? Schwester Tarcisia meint, dass das Help-

Mobil eine notwendige Ergänzung zu den Spitalambulanzen sei und diese entlasten kann. Viele der Obdachlosen schaffen es auch nicht, Termine einzuhalten, oder trauen sich nicht, ohne e-card einen Arzt oder ein Krankenhaus aufzusuchen.

Tee, Kleidung, Schlafsäcke

Denn 56 Prozent der 210 Personen, die letztes Jahr zum Help-Mobil kamen, haben keinen Versicherungsschutz. »Circa die Hälfte der Besucher sind Österreicher«, berichtet Michaela Haunold von der Caritas. Der Sanitäter vom Samariterbund misst den Puls eines Herren, der mit einem Rollator nur mühsam gehen kann. Dann versorgt er die Füße, die ganz offen sind, das sei bei Obdachlosen oft ein Problem. In Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck gibt es seit Jahren die ambulante Versorgung mit Bussen. In Linz aber gab es anfangs auch Bedenken gegenüber diesem Angebot, da ja die Versorgung sehr gut sei. Derzeit hält der Bus auf kirchlichen Gründen: am Montag ab 17 Uhr am Platz vor dem Neuen Dom, am Freitag ab 17 Uhr bei der Herz Jesu Kirche und ab 19 Uhr am Martin Luther Platz. Monatelang hielt sich beim Martin Luther Platz ein schon sehr verwirrter, obdachloser Mann im Rollstuhl auf. Trotz des Bemühens von Sozialarbeitern der Wohnungslosenhilfe blieb er weiter auf der Straße. Nachdem es nun mit dem Help-Mobil ein Angebot direkt bei seinem Standplatz gab, fanden die Betreuer wieder Zugang und er stimmte zu, in ein Pflegeheim zu ziehen. Beim Help-Mobil werden auch Kleidung, Schlafsäcke und De-



Oben: v.l.nr. Michaela Haunold, Jan, Schwester Tarcisia, Sanitäter Köstlinger
Unten: Christoph wird gerade behandelt. Fotos (hz)

cken ausgegeben. Die Medikamente werden vom Roten Kreuz zur Verfügung gestellt.

Help-Mobil sucht Ärzte

»Anfangs gab es hinsichtlich der medizinischen Versorgung noch rechtliche Probleme. Nun fährt jeweils am Montag ein Arzt mit. Derzeit ist das nicht immer möglich, da die Caritas noch auf der Suche nach weiteren Ärzten ist, die circa einmal monatlich das Help-Mobil gegen ein bescheidenes Honorar begleiten. Interes-

sierte Ärzte können sich bei mir melden«, meinte Michaela Haunold von der »Caritas für Menschen in Not«. Zum Schluss bitten uns Michaela und Schwester Tarcisia noch, Martin, einen jungen Tschechen, der unter Diabetes leidet, als Kupfermuckn-Verkäufer aufzunehmen, da er sich die Kosten für die notwendigen Insulin-Injektionen nicht leisten kann. Da kann geholfen werden. Schön, dass es nun neben dem Obdachlosen-Streetwork eine weitere mobile Versorgung in Linz gibt. (hz)

Während des Gehens verloren wir unser Gesicht

Roma-Zeitzeugin Ceija Stojka - in der 44er Galerie Leonding, 27. Mai bis 10. Juli 2015



»Ohne Titel« (mündlich überliefert: Die Schönen von Auschwitz), Acryl auf Leinwand - Ausschnitt
© Nachlass Ceija Stojka, Hojda Willibald Stojka, Wien; Digitale Reproduktion: Matthias Reichelt

Ceija Stojka wurde 1933 in der Steiermark als eines von sechs Kindern einer Lovara-Roma-Familie geboren. Kurz vor ihrem zehnten Geburtstag deportierten die Nazis sie nach Auschwitz, dann nach Ravensbrück und schließlich nach Bergen-Belsen.

Ceija Stojkas Werk ist eines der wenigen, das den Genozid an den Roma und Sinti aus der Perspektive einer überlebenden Romni behandelt – ein Genozid, der auch in Österreich lange Jahre nicht wahrgenommen wurde und noch immer nicht hinlänglich im öffentlichen Bewusstsein verankert ist. Im Nachkriegsösterreich wurden Roma und Sinti nicht als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt, u.a. ihre Rückkehr in ihre

Heimatgemeinden behindert, Entschädigungszahlungen für zerstörtes Eigentum vorenthalten und die Ausübung ihrer Gewerbe zur Sicherung des Lebensunterhalts verunmöglicht. Nicht nur, dass dieser Genozid lange Jahre nicht wahrgenommen wurde und in der Erinnerungsarbeit immer noch wenig berücksichtigt wird; die rassistischen Reflexe und die alten antiziganistischen Klischees wirken nicht nur »subkutan« fort, sondern werden offen zum Ausdruck gebracht.

Erst Mitte der 1980er Jahre begann Ceija Stojka Worte und bildnerische Ausdrucksmittel für das Erlebte zu finden und durchbrach gemeinsam mit ihrem Bruder Karl Stojka als erste in Österreich das Schweigen über die Verfol-

gung der Roma und Sinti im Nationalsozialismus und die Diskriminierung in der Zweiten Republik. Ab diesem Zeitpunkt trat sie in der Öffentlichkeit als Romni und Künstlerin auf und vermittelte unermüdlich ihre Erlebnisse als warnende Erinnerung mit dem Ziel, dass so etwas »nie wieder« geschieht. Auch ihr Kampf für die Emanzipation der Roma und Sinti und gegen den Antiziganismus in Österreich und dem restlichen Europa verschreiben sich diesem Ziel: »Antiziganistische Bedrohungen, Strategien und Aktionen besorgen mich zutiefst und machen mich sehr traurig.« Ihre Werke erregten international große Aufmerksamkeit und wurden in vielen europäischen Ländern sowie in der Türkei, in Japan und den USA ausgestellt; ihre Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Preise sowie den Titel »Professorin« verliehen.

Ceija Stojka starb im Jänner 2013, doch die Erinnerung an sie lebt genauso weiter wie ihr Schaffen; und auch wie die Notwendigkeit, immer wieder gegen Rassismus, Antiziganismus und Vorurteile jeglicher Art aufzutreten. In Leonding bei Linz, wo Adolf Hitler sechs Jahre seiner Kindheit verbracht hat, erinnert das Klangdenkmal Nachklang-Widerhall (nachklang-widerhall.at) an die Opfer des Nationalsozialismus. Ceija Stojka widmete ihren erschütternden Beitrag »Ein Lied, das in Auschwitz entstanden ist« den zahlreichen Roma und Sinti, die in Konzentrationslager verschleppt und umgebracht wurden. 70 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus wird in der

Leondinger 44er Galerie, direkt vor dem Denkmal Nachklang-Widerhall, die Ausstellung »Während des Gehens verloren wir unser Gesicht« mit Werken von Ceija Stojka gezeigt, die die Torturen in den Lagern, die Erniedrigungen, die Todesangst und die Degradierung zu einer Nummer schildern. Aber nicht nur die Erinnerungsbilder an die gewaltvollen Szenen ihres jahrelang erduldeten Leidens, die sich ihr als Kind tief ins Gedächtnis eingebrannt haben, bilden die Vorlagen ihrer Zeichnungen und Gemälde. Die Bilder spiegeln auch ihre (Alb-)Träume, ihre Wünsche und ihre Hoffnungen wider.

Die Ausstellung »Während des Gehens verloren wir unser Gesicht« ist die Würdigung eines bedeutenden bildnerischen Werkes, sowie einer beeindruckenden Künstlerin. Basierend auf der von Lith Bahlmann und Matthias Reichelt herausgegebenen Monografie »Sogar der Tod hat Angst vor Auschwitz« (vfmk.de) gewährt sie einen Einblick in das Schaffen Stojkas und verschreibt sich gleichzeitig – einem zentralen Bedürfnis von ihr folgend – dem Anliegen, die Situation der Roma und Sinti in Österreich bzw. Europa zu thematisieren und ihrer Diskriminierung, gesellschaftlichen Ausgrenzung und regelmäßigen Verfolgung entgegenzutreten.

**Ausstellungseröffnung:
Mittwoch 27. Mai 2015, 19 Uhr
Dauer: bis 10. Juli 2015**

Nähere Informationen: kult-ex.com und kuva.at; Eine Kooperation von Kult-Ex und der 44er Galerie / Kuva.

Zufluchtsort Flüchtlingsheim

Kupfermuckn-Verkäufer Sabi aus Indien gewährt Einblicke in sein vorübergehendes Zuhause

Jährlich kommen Menschen nach Österreich, die vor Krieg und Verfolgung fliehen und auf ein besseres Leben hoffen. Der Weg dorthin ist oft weit und beginnt meist in einer Gemeinschaftsunterkunft wie der, im Flüchtlingsheim der Volkshilfe OÖ. Auch dem Kupfermuckn-Verkäufer Sarbajeet (32) wurde dort Obdach gewährt.

Aus Angst um sein Leben ist er damals aus dem krisenzerrütteten indischen Bundesstaat Punjab geflüchtet. Sein Bruder war bereits getötet worden. »Es war ein politisch motivierter Mord«, behauptet Sabi, wie er von seinen Freunden genannt wird. Mehr als zwei Jahre war der Inder auf der Flucht. Tausende Kilometer ließ er hinter sich, bis er 2012 hier gelandet ist.

Flucht aus Angst ums Leben

Mutter, Ehefrau und seine Tochter musste er schweren Herzens zurücklassen. Er habe aber regelmäßigen Kontakt zu seiner Familie, um deren Leben er weiter bangen muss. »Die politische Situation ist sehr angespannt«, erzählt er. »Täglich werden Leute ermordet, die Politiker sind korrupt.« Sabi lebt hier nun als einziger Inder unter einem Dach inmitten fremder Kulturen - vorwiegend mit Flüchtlingen aus Afrika und Bangladesch. Wie seine Mitbewohner auch, befindet er sich immer noch in der Asyl-Warteschleife. Arbeiten darf er nicht. Seit drei Jahren verkauft Sabi die Kupfermuckn vor dem Winklermarkt in Urfahr und kann sich so etwas Taschengeld dazuverdienen. »Der Chef von dort, Josef Strutz-Winkler, hat mich von Anfang an unterstützt«, sagt der 32-Jährige. Ihm

möchte er besonders danken. Ferner möchte er dem Verein »Begegnung« danken, bei welchem er einen dreistufigen Deutschkurs absolviert hat. Sabi weiß, dass der Schlüssel zur Integration im Erlernen der Sprache liegt.

180 Euro im Monat

Monatlich erhält Sabi die, für Asylbewerber vorgesehenen 180 Euro. Damit muss er über die Runden kommen. Kein Problem für Sabi, denn schließlich ist er in Armut aufgewachsen und hat immer bescheiden gelebt. Abends bereitet er für sich indische Gerichte in der Gemeinschaftsküche zu. Hauptsächlich Linsen mit Gemüse und selbstgebackenem Brot aus Mais-Mehl. Unterm Bett horcht er Lebensmittel und Gewürze. »Koriander, Pfeffer, Masala, Kurkuma und Chili dürfen niemals fehlen«, sagt Sabi lächelnd, während er für seinen Freund (Bild unten) und mich den feinaromatischen, exotisch gewürzten Tata-Tee aus Indien zubereitet.

Kleines, enges Reich

Sein circa 20 m² großes Refugium teilt er mit einem Mann aus Bangladesch. Mit zwei Betten ist es eng. Dazu noch ein gemeinsamer Kühl- und Kleiderschrank und ein Regal fürs Geschirr. Nur die hellen Wandfliesen lassen den Raum etwas größer erscheinen, als er tatsächlich ist. Alles ist noch wie neu. Erst vor kurzem wurde dieses Heim in der Kudlichstraße eingerichtet. Zuvor lebte er in der Wienerstraße. Für Sabi ist es wie eine neue Heimat. Sein größter Traum: »Arbeiten und die Familie hierher in Sicherheit bringen.«
Fotos und Text: dw



MEHR. IN IHREM BÖRSEL.

Die AK setzt Lohnsteuerreform durch!

DR. JOHANN KALLIAUER
AK-Präsident

- ▶ Spürbare Entlastung für alle Lohnsteuerzahler/-innen
- ▶ 400 Euro jährliche Steuergutschrift für Geringverdiener/-innen
- ▶ Höhere Kaufkraft für Arbeitnehmer/-innen

ooe.arbeiterkammer.at/lohnsteuerreform

AK
Oberösterreich

„Linz ist eine lebenswerte Stadt,
die allen hier lebenden Menschen
ein umfangreiches und in
jedem Fall leistbares
Sozialangebot bietet.“



Klaus Luger
Bürgermeister der Stadt Linz

LinZ
verändert

www.linz.at; Bezahlte Anzeige

ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE BANK.

Mit Ihrer Spende für die Kupfermuckn schaffen Sie ein kleines Stück Unabhängigkeit!
IBAN AT02196000010635100, BIC VKBLAT2L
www.vkb-bank.at

VKB | BANK
ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE BANK



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmart
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Di. bis Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-13 Uhr, Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz
Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach vorbei!

Kupfermuckn-Abo

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und Straßenverkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 1. Juni 2015 bei Ihrem Kupfermuckn-Verkäufer.

Radio Kupfermuckn

Jeden vierten Mittwoch im Monat, 19 Uhr auf Radio FRO, 105,0 MHz, Wiederholung Donnerstag, 14 Uhr

Spendenkonto

Kupfermuckn - Arge für Obdachlose, VKB Bank,
IBAN: AT46186000010635860; BIC: VKBLAT2L

Sozialratgeber 2015 – Wegweiser zu sozialen Leistungen

Auch heuer wurde der Sozialratgeber wieder in Zusammenarbeit von Land Oberösterreich, Arbeiterkammer Oberösterreich, KirchenZeitung der Diözese Linz und Sozialplattform OÖ aktualisiert.

Das bewährte und umfassende Nachschlagewerk bietet sowohl Betroffenen als auch Hilfeleistenden einen wertvollen Überblick, wo Hilfe rasch und zielgerichtet angeboten wird. Der Sozialratgeber 2015 informiert auf 188 Seiten über Geld- und Sachleistungen sowie Beratungs- und Betreuungsangebote. Er umfasst auch wieder einen umfangreichen Adressenteil mit Einrichtungen, Vereinen und Initiativen, die Hilfe vor Ort anbieten.

Der Sozialratgeber 2015 ist kostenlos erhältlich
als Download auf www.sozialplattform.at (unter Publikationen) oder
als Broschüre unter 0732-66 75 94 oder office@sozialplattform.at



bethlehem strassen*fest LINZ

SAMSTAG, 16.5.2015, 12:00 - 18:00 UHR



1 Tag - 3 Feste! LINZFEST, Fair Planet und bethlehemstrassen*fest

Die Bethlehemstraße ist am 16.5.2015 ein frei*raum für alle! Eine Beschleunigungszone wird zu einer Entschleunigungszone und zu einer interkulturellen Begegnungszone. Der Umgang mit [Re]ssourcen steht im Mittelpunkt dieses Straßenfests. Es wird repariert, genäht, gekocht, erneuert oder einfach zusammengefügt! Das Straßenfest findet zwischen Dametzstraße und Elisabethstraße bzw. auf der Fadingerstraße zwischen Bethlehemstraße und Pochestraße statt.

Eine Veranstaltung in Kooperation von Luft*raum, Klimabündnis OÖ und Südwind OÖ - als KlimaKultur-Green Event!